

Der
Puppen-
spieler

Traumspiel

Winfried Paarmann

Goldwaage-Verlag
Alle Rechte vorbehalten
Lektorat: Jutta Timmermans
Goldwaage-verlag@freenet.de
ISBN 978-3-9816256-6-08

Personen:

Markus, der Puppenspieler

Der Narr

Kordas, ein „fahrender Sänger“

Ekon, sein Diener

Ranka, dessen Verlobte

Die Pilgerin

Der Boote

Die „Zauberfee“

Der Magier

Der Kobold, die Koboldin

Die Wildkatze

Der Dämon, die Dämonin

Zwei weibliche Bedienstete

(stumme Rollen)

Vier tanzende Paare mit Masken

(Sie werden alle von den schon genannten

Personen gespielt.)

Eine junge Frau

Die Szene

Links, gegen einen Sessel gelehnt, steht eine zusammengeklappte Puppenbühne.

(Richtungsangaben immer vom Zuschauer aus)

In der Mitte der Bühne, etwas nach links versetzt, befindet sich ein altes Samt-bezogenes Sofa; dahinter ein kleiner Schrank und ein Stuhl.

Auf dem Boden neben dem Schrank steht ein alter Plattenspieler. -

Alles, was darüber hinaus als Kulisse genannt wird, sollte durch Video-Projektionen sichtbar gemacht werden.

Musik

Die Musik hat einen hohen Stellenwert.

Neben einer Drehorgelmusik spielen zwei Haydn-Streichquartette, speziell deren langsame Sätze, leitmotivisch eine zentrale Rolle.

Es handelt sich um den zweiten und schließlich auch den dritten Satz aus dem Haydn-Quartett Hob.III 79 (im Internet zu finden unter:

<https://www.youtube.com/watch?v=MNNQi1tQNrE>)

wie um den langsamen Satz des dritten Streichquartetts aus den sechs Streichquartetten op.76 (im Internet unter: <https://www.youtube.com/watch?v=k5IR5Wt0yEw>).

Im dritten Akt hört man das Adagio aus Benedetto Marcellos Oboen-Konzert in d-moll.

Ansonsten gibt es eine reiche Geräuschkulisse.

Erster Akt

1. Szene

Die Bühne ist zunächst noch dunkel.

Man hört die Musik einer Drehorgel.

Als es langsam hell wird, sieht man den Puppenspieler auf dem samtbezogenen Sofa sitzen - ein Mann Ende sechzig mit noch kräftigem etwas wirrem, grauem Haar; er trägt eine schlicht gemusterte farbige schon etwas abgenutzte Jacke und blaue Hosen.

Vor ihm steht ein größerer Koffer, dem er im Verlauf des folgenden Monologs immer wieder eine größere Handpuppe entnimmt und umsortiert in einen daneben stehenden großen Karton.

Die Drehorgel spielt weiter, im Ton etwas gedämpft.

Sie wird den ganzen folgenden Monolog begleiten.

Puppenspieler: Es ist vorbei.

Ich habe zu Ende gespielt.

In meinen Fingern wütet die Gicht.

Er blickt in den Koffer.

Ihr meine Puppen –

Wir müssen Abschied voneinander nehmen.

Er holt die Puppe des Kaspars aus dem Koffer.

Der Kaspar.

Von ihm habe ich schon vor Jahren Abschied genommen.

Ich habe ihn durch den Narren ersetzt.

Ja – „Kaspar“: das war einmal ein königlicher Name. Sogar der Name eines heiligen Königs, der zusammen mit zwei seiner heiligen königlichen Kollegen dem Stern von Bethlehem folgte.

Er wurde zum unverzichtbaren Spaßmacher für Kinderherzen und ein kindliches Publikum, doch auch zum Suppenkasper, zum Hanswurst.

Den Kaspar konnte ich fallen lassen.

Den Narren nicht.

Er lässt die Puppe in den Karton sinken.

Er nimmt die Puppe der „Gretel“ und des „Seppel“ aus seinem Koffer.

Dann die etwas einfältige Gretel –

Und ihr noch etwas einfältigerer Seppel.

Auch ihnen habe ich andere Namen gegeben.

Ohne zu verkennen, dass auch ihre Namen ursprünglich schöne und glanzvolle Namen gewesen sind.

Sepp – das ist nicht weniger als der Rest von Joseph, der einen Sohn mit dem Name Jesus hatte. Und Grete ist einmal die „Margarete“ gewesen, was - nach ihrer griechisch-persischen Herkunft - „Perle“ bedeutet.

Er lässt beide Puppen in den Karton fallen.

Er greift das Krokodil aus dem Koffer.

Das Krokodil.

Auch dieses habe ich mit den Jahren verhungern lassen.

Ein kraftvolles Bild für blinden lauernden Instinkt, für Gier und Fresslust.

Ein Krokodil kann nichts ändern an seiner Krokodil-Natur. Die Natur hat es so geschaffen, welchen Grund sie dafür auch gehabt haben mag.

Auch dem Krokodil habe ich neue Namen gegeben.

Die gierige lauernde Gefräßigkeit verbirgt sich auch hinter vielen anderen Gesichtern.

Und entschied ich mich für die Tiergestalt, so bevorzugte ich den Drachen.

Er zieht eine weitere Figur aus dem Koffer: einen geflügelten Drachen.

Dieser Drache hatte Flügel, und im donnernden Drachenflug ließ er eindrucksvoll seine Macht erkennen; und noch eindrucksvoller war er, wenn er dichte verdunkelnde Wolken aus seinem Rachen hervorstieß.

Die beiden Figuren verschwinden im Karton.

Er hebt eine neue Figur aus dem Koffer.

Die böse Hexe.

Sie ist am Ende immer die Verliererin.

Die Hexe hat in der Geschichte der Menschheit so viel gelitten, dass man sie eher bemitleiden muss. Gefoltert, gerädert, verbrannt. Die eigentlichen Hexengehirne steckten häufiger in den Köpfen ihrer gewalttätigen Verfolger, ihrer verhetzten Ankläger und Henker.

Die Figur verschwindet im Karton, und er hebt eine neue aus dem Koffer.

Oft setzte ich lieber den Magier sein.

Ob gut oder schlecht war bei ihm nicht entschieden.

Es konnte der finstere Magier sein, von Machtgier besessen und der Schwarzen Magie verfallen.

Wie es doch auch der gute und weise Magier sein konnte.

Er lässt die Figur im Karton verschwindet.

Er entnimmt dem Koffer eine Teufels-Figur.

Und hier der Teufel: das verkörperte Böse.

Auch er am Schluss, trotz all seiner Listen, ein Verlierer, ein schmachvoll Geschlagener.

Er durfte in seiner Bosheit nie schwankend werden. Denn erst durch ihn erlangte sein heller Widerpart und Bezwinger die Strahlkraft des Helden.

Auch ihm gab ich viele andere Namen.

Er lässt ihn in den Karton fallen.

Er greift eine neue Figur.

Hier der Kobold – der den Teufel gern spielt.

Er kann heimtückisch sein.

Meistens doch scherzt er nur.

Er schillert in vielen Farben: als Heinzelmännchen ist das liebenswerte Kerlchen; doch ebenso legt er die verschiedensten Fratzen an und wird so zum kleinen Unhold.

Die Figur verschwindet im Karton.

Er hebt eine weitere Figur aus dem Koffer.

Und hier ist nochmals ein Dunkler:

ein Dämon - auch er unabänderlich zum Böse-Sein verdammt.

Es folgt eine zweite Figur: ein Wildkatze.

Manchmal bevorzugte ich ihn in der etwas abgemilderten Form: der einer Wildkatze.

Der Dämon doch war der Stärkere.

Und immer wieder einmal borgte ich mir etwas von seiner Finsternis aus: Er hatte die Gabe, die Menschen in Bann zu schlagen und in Atem zu halten. *Der Dämon verschwindet im Karton.*

Es folgt die Wildkatze

Die nächste Figur ist eine Engelsgestalt.

Ein Engel.

Er hatte seinen einzigen Auftritt bei einem Krippenspiel.

Wenn ich den Dämonen hin und wieder einen Auftritt verschaffte, warum dann nie einem Engel?

Nein – ein Engel war zu zerbrechlich, zu erhaben und zart für mein Puppenspiel.

Die Engel-Figur fällt in den Karton.

Mein Publikum liebte auch immer das Derbe. Das Derbe durfte nie fehlen.

Je derber desto mehr lachten und klatschten sie.

Er greift die Figur eines Wildschweins aus dem Koffer.

Auch wenn mich selbst diese Derbheiten manchmal ermüdeten – ich konnte sie niemals ganz aussparen, aus Liebe zum Publikum.

Einer meiner Garanten für Derbheiten und Gelächter: dieser grunzende, rülpsende, furzende Eber.

Mein Publikum lachte – und das Lachen tat ihnen gut, wie ich sah; wie es natürlich auch mir gut tat, der dieses Lachen erschaffen half.

Nun gut. Es ist ausgerülpst und ausgegrunzt.
Das Wildschwein fällt in den Karton.
Es folgt die bezaubernd schöne Gestalt einer
jungen „Fee“

Die Fee.

Ihr Gesicht umgibt der Glanz eines verzaubern-
 den, fortwährenden Lächelns...

Wie ich den Engel vermied, so liebte ich doch
 die Fee.

Nicht selten wurde sie auch zur „Zauberfee“.

Immerhin: Zwölf von ihnen brachten dem neu-
 geborenen Königskind gute Geschenke, allein
 die Dreizehnte brachte das Böse – mit einem
 Fluch, der allerdings ein ganzes Schloss für ein
 Jahrhundert in Schlaf versenkte.

Trotzdem: Die zwölf Guten waren unüberseh-
 bar in der Überzahl.

Die Zauberfee liebte ich.

Und auch jetzt trenne ich mich nur unter
 Schmerzen von ihr.

Sie verschwindet im Karton.

Sein Handy klingelt.

Er legt es ans Ohr. Lauscht.

Ja – bitte?

Es kommt keine Antwort.

Hallo! hallo!

Sagen Sie mir, wer Sie sind.

Wieder lauscht er vergeblich.

Ein leichter Ärger überfliegt sein Gesicht.

Er steckt das Handy wieder zurück.

Er greift eine nächste Figur.

Und hier gibt es ihn schließlich - den Narren.

Ich sagte es schon: dass er den Kaspar verdrängte.

Mal war er einfach nur der kindlich verspielte, Kobolze-schlagende Narr.

Dann der gedankenvoll grübelnde, schließlich sogar der weise Narr.

Den Narren – es gibt auch ihn in vielen Facetten.

Ein Kaspar kann nicht weise sein.

Der weise Narr hat den Narren in sich erkannt und spielt ihn nur.

Und er sagt den Menschen, dass sie alle Narren sind – so wie er selbst.

Der Narr verschwindet im Karton.

Er entnimmt dem Koffer eine weitere Figur.

: Hier noch die junge stolze Prinzessin.

Keine Zauberfee. Ihr Stolz macht sie hart.

Sie weist alle Freier zurück – bis der eine zuletzt ihren Stolz doch brechen wird.

Der unerschrockene Kämpfer hat sie bezwungen – doch in Wahrheit ist es ihre plötzlich gleichfalls erwachte Liebe und ihr eigenes Verlangen, das sie bezwungen hat.

Die Prinzessin verschwindet.

Er greift die Gestalt eines Ritters aus seinem Koffer.

Und jetzt haben wir auch ihn noch:

Den stolzen Helden.

Früh ahnt er etwas von seiner heldenhaften Kraft.

Doch oft ist er anfangs noch ungeschickt und ungenau in ihrem Gebrauch.

Strauchelt er – kann er in tiefe Zweifel auch über sich selbst fallen.

Er wird zum traurigen Helden, der doch auch seine Zweifel zuletzt besiegt und am Ende zum strahlenden Helden wird.

Manchmal doch wird er auch zum tragischem.

Der traurige richtet sich bald wieder auf.

Der tragische ist verloren.

Die Mächte, die sich gegen ihn stellten, die ihn verführten und blendeten, waren übergroß; er konnte sie nicht bezwingen.

Den Helden – auch ihn gibt es in Dutzenden von Gestalten.

Gewiss, ich liebte vor allem den strahlenden, wie er auch schnell die Herzen meines Publikums gewann.

Doch mehr und mehr lernte ich mit den Jahren, den „kleinen Helden“ zu lieben.

Er tat heldenhaft seine Pflicht – manchmal in einem alltäglichen Handwerk, und er tat es nicht für Ehre und Ruhm.

Die Geschichten der kleinen Helden, die oft die großen erst möglich machen, werden wenig erzählt.

Die Figur versinkt im Karton.

Er greift nach einer neuen Gestalt.

Es ist die Gestalt eines alten Königs.

Der König.

Ein gealterter Herrscher. Und im langen Herrschen schon etwas ermüdet.

Er ist eine Autorität.

Und manchmal hat er während seines Lebens

auch ein Stück Weisheit gewonnen und man ruft ihn zum Richter im Streit zweier unversöhnlicher Parteien heran.

Doch selbst wenn er Autorität und Verehrung genießt – er kennt die Augenblicke, in denen er der körperlichen Kraft und der glatten Haut seiner Jugend nachtrauert.

Er wird sich dafür hüten, dies vor seinen Hofleuten kund zu tun. Doch die Gedanken gehen ihren eigenen Weg. Und immer wieder pocht sie heimlich doch an – diese Sehnsucht: in seine jugendliche Königsgestalt noch einmal zurückzukehren.

Der Herrscher, der seiner verlorenen Jugend nachtrauert, den vertanen Chancen und den zu leicht verschenkten Momenten des Glücks – er hätte der Held meines letzten Puppenspiels werden sollen.

Doch dieses „letzte Puppenspiel“, das ich plante, ist mir entglitten. Es nahm keine Konturen an.

Wenn es nur um die alte Wahrheit geht, dass alles Pochen an den Türen der Jugend vergeblich bleibt – was muss man davon berichten?

Der „Herrscher“ verschwindet.

Der Puppenspieler entnimmt seinem Koffer die nächste Gestalt.

Zu einem Herrscher gehört ein Bote.

Immer wenn er eintrifft, erhält die Handlung eine Zäsur. Denn immer verkündet dieser Bote etwas Wichtiges – für etwas Banales würde er sich nicht auf den Weg machen.

Er kann so sehr ein Glücksbote sein. wie er von einem schweren Unglück berichten kann.

Erst wenn er den Thron des Herrschers erreicht hat, erfährt man es.

Immer trägt er, sobald er auftaucht, eine Aura der Ungewissheit mit sich.

Er kann nicht wählen. Er kann die dunkle schmerzhafteste Botschaft, die er zu überbringen hat, nicht in eine beglückende helle verwandeln. Er kann nur Bote sein und seine Pflicht tun.

Die Figur fällt in den Karton.

Er hebt eine letzte Figur aus dem Koffer.

Und da ist diese letzte Gestalt: die alternde einsame Pilgerin.

Manchmal fühlte ich, dass ich gerade ihr am ähnlichsten bin.

Zwar in Gestalt einer Frau – doch das Frausein ist nur so etwas wie ein Körperkostüm und wäre schließlich doch austauschbar.

Sie befindet sich auf einer Reise – einer Reise, die manchmal ein klares Ziel zu erkennen meint, ein Ziel, das dann doch immer nur eine Station unter vielen anderen Stationen war.

Sie kommt niemals an.

Und sie weiß, dass das eigentliche Abenteuer die Reise ins eigene Innere ist.

Eine Reise durch die Kontinente der Welt kann gewiss viele Abenteuer bereithalten. Vor allem wenn man die abgelegenen Straßen, die Tal-schluchten reißender Flüsse und ihre gebrechli-

chen Brücken sucht. Es braucht Mut, eine solche Reise anzutreten.

Doch mehr Mut braucht es, in die eigenen Tal-schluchten hinabzusteigen. Sie sind noch tiefer, die Ströme noch reißender, die Berge noch schroffer. Und es gibt die vorgezeichneten Landkarten nicht. Wenn sie, diese Pilgerin, sich in den eigenen Dschungelwäldern oder auf uferlosen Ozeanen verirrt, gibt es keinen Bei-stand von außen. Und immer wieder fällt sie in Zustände eines leichten Wahns – und weiß doch: Wenn sie dem Wahn schließlich entkom-men ist, dann hat sie ein neues Stück Wahrheit geschmeckt.

Die Pilgerin verschwindet im Karton.

Alles was ich spielte, kam aus der eigenen Fe-der.

Nicht selten spielte ich, wenn auch verfremdet, mein eigenes Leben.

Doch den Leuten verriet ich es nicht.

Er lehnt sich weit in das Sofa zurück.

Es ist ausgespielt.

In meinen Fingern wütet die Gicht und ich spü-re: Es gibt keine Arznei, die mich davon noch einmal befreien wird.

Ich bin alt.

Wahrscheinlich zu alt, um noch einmal ein Mann ganz ohne Schmerzen zu sein.

Ich habe es angenommen.

Der Schmerz – er gehört jetzt zu mir.

Er erinnert mich an die manchmal ungeraden Wege, die ich gegangen bin, an die kleinen Lis-

ten, die ich in diesem Leben zur Anwendung brachte.

Große Gemeinheiten waren es nie.

Doch kleine Listen.

Ich sah die Glücklichen – und ich wollte werden wie sie. Und doch: Wenn ich ihr Glücklich-Sein näher erkundet hatte, merkte ich oft: es war schal.

Was war mein eigenes Glücklich-Sein?

Natürlich war es das Spiel meiner Puppen.

Wie sonst hätte ich ihnen jahrzehntelang treu bleiben können?

Er steht auf und greift den Karton.

Doch manchmal konnten sie auch zu „Quälgeistern“ werden.

Sie verlangten nach einer Vollkommenheit und Vollendung, die ich doch niemals erreichen konnte.

Er stellt den Karton auf dem kleinen Schrank im Hintergrund ab.

Manchmal, sehr selten, war ich dieser Vollkommenheit nah.

Ich berührte sie fast.

Wobei ich es mir selbst nicht leicht machte.

Fügte ich doch immer wieder Passagen ein, bei denen ich improvisierte.

Mein Puppenspiel – ich wollte es auf diese Art lebendig halten.

Doch immer wieder schlich sich etwas Störendes ein – oft nur eine Nuance, die Stimme und Geste in Dissonanz brachte und so die vorausgedachte Präzision zerstörte.

Schlimmer, wenn es ein wirklicher Schnitzer wurde und ich mich mit einem Wort vergriffen hatte. Oder wenn ich, einem spontanem Impuls folgend, einen Dialog verkürzte, dem nun ein entscheidendes Stichwort fehlte.

Einen alten Mann mit bärbeißiger harter Stimme sprechen zu lassen, ist leicht – doch nicht, ihn dabei zugleich als innerlich weich und zerbrechlich zu zeigen, den eben diese Zerbrechlichkeit hart gemacht hatte.

Die Leute klatschten und sie bemerkten es nicht einmal.

Ich hatte die Vollkommenheit wieder verfehlt und in mir rumorte eine Mischung aus Zorn und hilflos tanzende Verzweiflung.

Er schließt den Koffer und trägt ihn, während er weiter spricht, zum links abgestellten Puppenspiel.

Zuzeiten begann ich, mich mit dem Mittelmaß zu befreunden.

Und gelegentlich funktionierte es auch.

Ich feierte leise das kleine Glück, das ich im Mittelmaß fand.

Er geht inzwischen auf und ab.

Und wieder musste ich traurig feststellen: Auch dies merkte mein Publikum nicht.

Dennoch. Mein kleines Glück im Mittelmaß schrumpfte und allmählich schien es mir ganz abhanden zu kommen.

In einer immer nur dunkel geahnten Tiefe lag ein halb schlafender Riese, plötzlich reckte er sich ein Stück und pochte an meinen Türen.

Warum versagst du mir meine Stimme?
 Du kannst die größeren Worte sprechen.
 Worte, die einen magischen Raum erschaffen.
 Warum begnügst du dich mit den kleinen?
 Ich und der halb schlafende, halb wachende in-
 nere Riese hatten es schwer mit einander.
 Manchmal, wenn ich ihn in all seiner Größe
 wahrnahm, kroch Furcht in mein Herz.
 Er begleitete mich wie ein Schatten und was
 ich auch tat, er sagte immer doch fordernd:
 Wachse hinaus über dich!
 Warum gehst du so oft gebückt?
 Warum verkleinerst du deine Gestalt?
Er nimmt wieder auf dem Sofa Platz.
 Die Gipfel der Vollkommenheit, die er forder-
 te, lagen zu fern. Ich musste irgendwie meinen
 Frieden mit ihm schließen.
 Und nun, alt geworden, lehne ich mich zurück
 und sage: Ich habe mein Bestes getan.
 Mehr war nicht zu wollen.
 Es ist ausgespielt.
 Und wäre es nicht zugleich die Gicht, die in
 meinen Fingern wütet, es wäre die große Mü-
 digkeit, die mir meine Puppen nun aus der
 Hand gleiten lässt. Unwiderruflich.
*Er erhebt sich wieder, geht an den kleinen
 Schrank und entnimmt ihm eine Schallplatte,
 die er – während er weiter spricht - auf den al-
 ten Plattenspieler am Boden setzt.*
 Diese Platte fand ich auf dem Dachboden eines
 verstorbenen Onkels, der einige Jahre Bratscher
 im Städtischen Orchester gewesen war.

Häufig spielte er auch in einem Streichquartett. Und einiges davon wurde aufgezeichnet und als Platte gedruckt.

Manche dieser Platten hörte ich Dutzende von Malen – eine Musik, die mir guttat und mich manchmal fast in einen kleinen Rausch versetzte. - Vom Mainstream allerdings lag sie fern.

In meinem Fall mussten es nicht die großen Orchesterwerke sein.

Obwohl: Diese liebte ich auch.

Wussten Sie übrigens, dass „Hänschen klein“ auf Moll und in der Variation eines weiteren Achtels gespielt, die Anfangstakte von Beethovens Fünfter ergibt?

Diese freilich werden Sie hier nicht von mir hören.

Dagegen etwas Leichtes, Helles, etwas wie Beiläufiges.

Doch schön!

Etwas, das uns die schlimmen Dinge ein wenig vergessen lässt und bei dem wir glauben, es könnte möglicher Weise doch einen Himmel geben – jedenfalls einen Ort, an dem sich alles Schwere und Dunkle verflüchtigt.

Er setzt die Nadel auf die Platte.

Man hört den schon genannten zweiten Satz aus Haydn-Streichquartett Hob.III 79.

Der Puppenspieler kehrt zum Sofa zurück und streckt sich, ein Kissen unter dem Kopf, lang darauf aus.

Dunkelheit.

2. Szene

Als es wieder hell wird, ist die links stehende Puppenstube verschwunden.

Das Sofa mit dem Schlafenden ist ein Stück seitwärts nach links gerückt.

An dieser Stelle steht nun der breite, gleichfalls mit Samt bezogene und mit einer hohen Rückenlehne ausgestattete Sessel, der etwas leicht Thronartiges hat.

Der Narr erscheint von rechts – in der bekannten Kostümierung eines Narren mit Narrenkappe und klingenden Glöckchen.

Die Quartett-Musik spielt leise weiter im Hintergrund.

Der Narr: Markus -!

Der Puppenspieler hebt, halb wieder erwacht, leicht den Kopf.

Wir spielen dein Stück.

Hinter ihm steht ein junger Mann mit einem Tablett, auf dem etwas mit einem goldenen Tuch überdeckt ist.

Meintest du wirklich, uns mit einer launigen raschen Geste entsorgen zu können?

Über Jahrzehnte hast du uns unsere Stimmen und Leben gegeben.

Wie könnten diese plötzlich verschwunden sein?

Wir spielen dein Stück!

Puppenspieler: Das Spiel vom gealterten Herrscher?

Er sieht sich suchend um.

Wo ist er?

Der Narr: Hier – vor uns sitzt er.

Wir haben dir die Krone mitgebracht, ohne die ein König nicht glaubwürdig ist.

Und auch einen samteneu blauen Umhang.

Sogar ein Zepter können wir dir bieten.

Er zieht das goldene Tuch vom Tablett.

Die genannten Gegenstände werden sichtbar.

Zusätzlich befinden sich zwei gefüllte Gläser auf dem Tablett.

Puppenspieler: Der Herrscher – ich selbst?

Ich mache mich lächerlich in solch einer Rolle.

Der Narr: Keineswegs!

Sie wird dir gefallen. Ein ganzer Hofstaat steht dir zur Verfügung.

Der Narr setzt ihm die Krone auf.

Puppenspieler: *protestiert, doch ohne deutlichen Widerstand* Der erste König in der Geschichte, der von einem Narren gekrönt wird...

Der Narr: Oh – da täuschst du dich.

Diese Szene gab es schon oft.

Viele Könige sind von Narren gekrönt worden.

Er macht eine Geste, die den Puppenspieler zum Aufstehen auffordert.

Der folgt, sichtbar erneut etwas widerwillig.

Der Narr hängt ihm den blauen Samtmantel um.

Nun – es wird immer echter.

Viele wären jetzt schon bereit, dich für einen König zu halten.

Wie wäre es mit dem Zepter?

Der Puppenspieler: Ein Zepter? - Das geht mir entschieden zu weit.

Auch für lächerliche Auftritte gibt es eine Grenze.

Der Narr: Nun gut.

Warten wir es ab.

Das Zepter liegt jederzeit bereit.

Er gibt es zurück an den jungen Burschen.

Ich sagte bereits: Ein ganzer Hofstaat wird dir zur Verfügung stehen.

Gleichzeitig muss ich dir sagen, dass du in diesem Spiel manchmal auch leiden wirst.

Der Puppenspieler: Es ist ein Spiel.

Ich könnte es jederzeit abbrechen.

Der Narr: Das wäre unklug – und es wäre wohl auch nicht möglich.

Es ist das Spiel, das du selbst gewollt hast.

Der Puppenspieler: Ein Spiel, in dem ich leide?

Der Narr: Nur hin und wieder.

Betrachte es deshalb nicht gleich als bedrohlich.

Befassen wir uns zunächst mit den schönen Dingen.

Es ist, zu deiner Erheiterung, ein Mummenschanz vorbereitet.

Vier Paare werden erscheinen und für dich tanzen –

mit Eleganz und zu einer leichten Musik.

Er greift das Tablett mit den beiden Gläsern.

Doch hier zunächst etwas zu Deiner Erfrischung.

Der Puppenspieler: *zögert zunächst wieder.*

Dann hält er sich jedes der Gläser prüfend unter die Nase,

An dem zuerst geprüften schnuppert er jetzt ein zweites Mal.

Etwas an dessen Duft fasziniert ihn offenbar.

Er beginnt, daraus zu trinken.

Der Narr macht zu dem jungen Mann ein Zeichen, das Sofa noch weiter nach links zu verschieben.

Der Puppenspieler leert das Glas.

Der thronartige Sessel, gleichfalls noch etwas verschoben, steht nun direkt hinter ihm.

Der Puppenspieler blickt in das geleerte Glas.

Seltsam – der Nachgeschmack hat etwas äußerst Ungewöhnliches.

Der Narr: *mit leichter Verbeugung* Dieses Glas - es war Eure Wahl, Majestät.

Der Puppenspieler: Also ein Mummenschanz erwartet mich jetzt. Und leichte Musik.

Der Narr: Sehr wohl.

Wobei ich hinzufüge, dass sich unter dem Leichten erfahrungsgemäß auch viel Abgründiges verbergen kann.

Er streckt ihm wieder das Zepter zu.

Nicht doch auch ein Zepter?

Es unterstreicht Eure königliche Macht.

Der Puppenspieler: *lässt sich das Zepter in die Hand reichen.*

Doch nach nur einem kurzen Moment schüttelt er wieder den Kopf und reicht es zurück.

Das Grunzen eines Schweins wird im Hintergrund hörbar.

Was ist das?

Der Narr: Gleichfalls ein Mitglied unseres Ensemble.

Es ist Euch bekannt.

Der Puppenspieler: Mein grunzender rülpsender Eber?

Der Narr: Ihr müsst ihn nicht ansehen, Majestät.

Er wird nur weiterhin frei durch die Gegend laufen und ab und zu werdet Ihr sein Grunzen und Rülpsen hören.

Der Puppenspieler: Und das in meinen königlichen Gemächern?

Jetzt ist er es, der nach dem Zepter greift.

Doch wieder nur für Augenblicke.

Er reicht es zurück.

Der Narr: *zu dem jungen Burschen hinter ihm, leise*
Die Wirkung setzt bereits ein...

Wieder zum Puppenspieler Ja. Auch in Euren königlichen Gemächern, Majestät.

Der Eber gehört dazu.

Ihr könnt einen Diener ausschicken, der ihn mit ein paar frischen Möhren weiter fort in den königlichen Garten lockt.

Doch bitte erschießt ihn nicht!

Ihr wisst, dass selbst ein grober Frosch sich in einen hübschen jungen Prinzen verwandeln kann.

Und selbst wenn es kein junger Prinz sein sollte – Ihr könnt nie wissen, wen Ihr da in Wahrheit erschießt.

Der Puppenspieler: *blickt wieder in sein geleertes Glas.* Seltsam! Ungewöhnlich und seltsam – der Nachgeschmack...

Der Narr: Das merkt Ihr korrekt, Majestät.

Es war das Glas Eurer Wahl.

Doch habt Ihr beim Spiel mit den Puppen nicht gelegentlich selbst einen Zaubertrank eingesetzt?

*Der dritte Satz des Haydn-Quartetts klingt auf.
Es tanzen vier Paare herein – alle in vornehmer Rokoko-Kostümierung.*

Alle Tanzenden tragen Masken –: die vier Männer alle die gleiche Maske eines jungen gepflegten Adligen, die vier Frauen die Masken einer schönen gepflegten Edelfrau.

Sie tanzen zu dem genannten Satz im Walzerschritt.

Der Narr wendet sich wieder dem Herrscher zu. Sie tanzen im Walzerschritt.

Die Rokoko-Kostümierung folgt Eurer Anweisung, Majestät.

Niemand hätte zurzeit des Rokoko einen Walzer getanzt.

Man tanzte ein Menuett oder ein Rondo.

Doch Eure Anweisungen, Majestät, sind für uns, Eure Dienerschaft, ein Befehl.

Wieder verneigt er sich.

Die vier tanzenden Paare bewegen sich mit Eleganz.

Plötzlich zieht einer der tanzenden Männer seine Maske auf die Höhe seines Halses.

Es erscheint eine zweite Maske – das Gesicht eines Kobolds.

Der Puppenspieler: Mein Kobold...

Die erste Maske des tanzenden Mannes gleitet auf ihren Platz im Gesicht zurück.

Doch seine Tanzpartnerin zieht nun ihre Maske fort – wieder erscheint eine zweite darunter: das Gesicht eines weiblichen Kobolds.

Der Narr: Seid nicht erstaunt, Majestät.

Eine Koboldin.

Auch wenn Ihr sie gern ignoriert habt – in wen sollte sich ein Kobold verlieben, wenn nicht in eine Koboldin?

Die Maske gleitet zurück.

Das Paar tanzt weiter.

Ein anderer Tänzer zieht seine Maske vom Gesicht. Und erneut erscheint eine zweite darunter. Diesmal ist es das Gesicht einer Wildkatze.

Der Puppenspieler: Meine Wildkatze...

Die Tanzpartnerin des Mannes zieht ihre Maske fort.

Es erscheint ein fast gleiches Wildkatzen-Gesicht, etwas weicher in seinen Konturen.

Der Narr: Wenn Ihr es genau seht, Majestät: Es sind Kater und Katze.

Kater und Wildkatze.

Einen „Wildkater“ hat unsere Sprache bedauerlicher Weise nicht hervorgebracht.

Doch glaubt mir: Ein solcher Kater steht der Wildkatze an Wildheit nicht nach.

Die oberen Masken der beiden gleiten auf ihren früheren Platz im Gesicht zurück.

Die tanzenden Paare wirbeln weiter umher.

Wieder zieht ein männlicher Partner die Maske fort – die zweite Maske darunter zeigt das

Gesicht eines alten Magiers.

(Alle diese Masken folgen den archetypischen bekannten Bildern.)

Der Puppenspieler: Mein Magier...

Die Tanzpartnerin zieht die obere Maske fort.

Die Maske darunter zeigt das Gesicht einer alten „Zauberfrau“.

Der Narr: Es ist nicht bekannt, ob auch Magier heiraten, Majestät. Und ob sie in diesem Fall eine Zauberfrau finden müssen.

Doch für einen Tanz reicht es immer.

Und schließlich könnte jeder Magier, soweit es ein echter Magier ist, sich eine Zauberfrau an seiner Seite erschaffen.

Freilich: Es könnte auch umgekehrt sein – die Zauberfrau hätte mit ihren Zauberkräften einen Magier an ihrer Seite erschaffen.

Magiern und Zauberinnen ist nichts unmöglich.

Die Masken der beiden gleiten zurück.

Alle Paare wirbeln immer ungeordneter durcheinander. Es ist unmöglich, noch zu wissen, hinter welcher Maske sich welches Gesicht verbirgt.

Der Puppenspieler: läuft auf eine der Tänzerinnen zu und zieht ihr die Maske vom Gesicht.

Die Maske darunter zeigt das puppenhaft zarte edel geformte Gesicht einer jungen Frau.

Meine Zauberfee...

Er will ihrem Tanzpartner gleichfalls die Maske vom Gesicht ziehen.

Der Narr: tritt dazwischen Tut dies nicht, Majestät.

Es könnte Euch zu Tode erschrecken!

Der Puppenspieler: tritt einen Schritt zurück.

Die Paare wirbeln weiter.

Das Gesicht der „Zauberfee“ ist wieder hinter der Maske verschwunden.

Wie zuvor gibt es für den Puppenspieler keine Orientierung mehr.

Doch den warnenden Worten des Narren widersetzt er sich nun.

Er zieht einem der Tänzer die Maske fort.

Das Gesicht der Wildkatze erscheint.

Der Tanz stoppt für einen kurzen Moment.

Der Puppenspieler, aufs Neue erschreckt, lässt die Maske des Tänzers zurückgleiten.

Er ist orientierungslos.

Wieder packt ihn der Widerspruch.

Er zieht einem anderen Tänzer die Maske fort.

Der fröhlich und doch auch zwielichtig grin-sende Kobold erscheint.

Wieder stockt für diesen Moment der Tanz.

Der Puppenspieler, erneut leicht erschreckt, lässt die Maske zurückgleiten.

Die Paare wirbeln weiter.

Der Puppenspieler gibt sein Suchspiel nicht auf.

Wieder zieht er die Maske vom Gesicht eines Tänzers fort.

Es erscheint das Gesicht des Magiers.

Dieses Gesicht hält ihn diesmal für einige längere Augenblicke in Bann.

Und auch diesmal stockt die Musik.

Was sieht er? Uralte Weisheit – oder eine wie

zu grauem Stein erstarrte kalte „Magier-Macht“?

Die Maske gleitet zurück.

Die Paare wirbeln weiter.

Der Puppenspieler resigniert.

Er kann den vierten Tänzer nicht ausfindig machen.

Er kehrt zu seinem Sessel zurück und nimmt Platz..

Plötzlich bricht die Musik ab.

Die Paare beenden ihren Tanz.

Sie reihen sich rechts im Hintergrund auf – alle mit einer devoten Verneigung in Richtung des „Herrschers“.

Auch der Narr verneigt sich.

Der Narr: Das war er – unser Mummenschanz, Majestät.

Ich trete jetzt etwas zur Seite.

Es wird sogleich ein junger fahrender Sänger erscheinen, Kordas sein Namen.

Leider wird er nicht singen.

Auf seinem Weg zum Schloss sind zwei Saiten seiner Laute zersprungen. Er wird seine Geschichte also nur rezitieren – es sei denn, es gibt hin und wieder einen simplem Refrain, bei dem ihm sein reduziertes Instrument doch noch nützlich ist.

Was Inhalt seiner Geschichte ist, ist uns allen noch unbekannt. Sie hat sich erst kürzlich zuge tragen.

Lassen wir uns also überraschen.

Dritte Szene

Kordas, der „fahrende Sänger“, ist rechts im Hintergrund erschienen: ein attraktiver junger Mann, in der Art eines Minnesängers gekleidet. Er trägt eine Laute auf dem Rücken, die er nun abnimmt und deren zwei verbliebene Saiten er zu stimmen beginnt.

Der Narr: tritt noch einmal dicht an den Puppenspieler heran und spricht mit gedämpfter Stimme.

Keiner weiß bisher, dass er auch einmal der „Held“ sein wird. Er selbst weiß es noch nicht. Wenn er Euch für einen Helden zu schwach erscheint – dann wartet es ab.

Er wird sich entpuppen.

Denn was ihn zum Helden macht, ist nicht die Muskelkraft sondern sein klarer Geist.

Und: ein gute Portion Muskelkraft besitzt er auch, wenn Ihr etwas genauer blickt.

Zu einem Helden gehört ein ihn begleitender Diener.

Auch diesen kennt Ihr bereits.

Er deutet auf den jungen Burschen, der im auf dem Tablett die königlichen Utensilien zugebracht hat und der sich gleichfalls in den Hintergrund zurückgezogen hat.

Dort steht er.

Ein junger Mann von eher schlichtem Gemüt doch mit einem Herzen von einer goldenen Treue.

Sein Name ist Ekon.

Seinen früheren Name, Seppel, hat er bereits seit längerem abgelegt.

An der Seite des „großen Helden“ ist er der „kleine“.

Doch ohne ihn wären die Kämpfe in den Höllentälern, die beide durchwandern müssen, nicht zu bestehen.

Kordas kann an den Saiten seiner Laute nichts mehr verbessern.

Er bewegt sich nun auf den „Herrscher“ zu.

Der Narr schiebt ihm in diesem Moment den Stuhl zu, der sich neben dem kleinen Schrank befindet und den er mit einem goldenen Kissen versehen hat. Die Aufforderung ist klar:

Es ist der für Kordas und seinen Vortrag vorgesehene Sitzplatz.

Dieser tritt zunächst vor den Herrscher und verneigt sich devot.

Kordas: *nimmt auf dem Stuhl mit dem goldenen Kissen Platz.*

Manches Wunderbare wie auch Wunderliche ist aus vielen unserer Nachbarländer zu berichten, die ich als fahrender Sänger durchreiste, doch auch aus unserem Land, Majestät.

Beginnen möchte ich mit der Geschichte eines hundertjährigen Eremiten.

Es können auch ein paar Jahre mehr oder weniger sein, er hat es nie so genau gezählt.

Mehr als die Hälfte seines Lebens hatte er als frommer gottesfürchtiger Mann zurückgezogen im Wald gelebt, seine einzige Nahrung waren

die Früchte des Waldes und seinen Durst stillte er an einer Regentonne.

Eines Morgens erwachte er, und er merkte, über Nacht war in seinem Herzen der Plan gereift, seine Einsiedelei zu verlassen und an einem anderen von Menschen bevölkertem Ort ein neues Leben zu beginnen.

Er spürte, dass er während der vielen Jahrzehnte in der Einsamkeit manches versäumt hatte, und er wollte seinen Lebensabend, den er unausweichlich nun vor sich sah, noch einmal mit allen Freuden genießen und feiern.

Kordas beginnt nun doch ein paar Zeilen zu singen und zupft dazu auf den verbliebenen Saiten seiner Leier.

So sehr er ein Freund der Einsamkeit war, nun, in seinem hundertzwanzigsten Jahr, erschien ihm sein alter Entschluss nicht mehr
schlüssig –

er war seiner Einsamkeit überdrüssig.

Gewiss, er war hier sein eigener Herr und frei.

Doch allmählich verdross ihn dies Einerlei.

War es ihm einstmals als Glück erschienen, die Welt zu fliehn und nur Gott zu dienen und nur dem Rauschen

des Walds und den Vögeln zu lauschen

und schien er zum Einsiedler wie geboren,

ein neuer Gedanke betrat seine Seele

und meinte, dass ihm an diesem Ort

etwas fehle.

Und Trübsal klang plötzlich in seinen Ohren,

Möglich, er hatte in dieser Welt

zu viele Jahre verschenkt und verloren.

Ja – es war traurig um ihn bestellt.

Er spricht wieder.

Ich setze meine Geschichte in der Vergangenheit fort. Denn etwa zwei Jahre liegt zurück, wovon ich berichte.

Akalin, so der Name des Eremiten, hatte trotz seines fortgeschrittenen Alters seinen Lebensmut und seine Abenteuerlust bewahrt. Nun also träumte er davon, seine Einsiedlerhütte für ein nochmals ganz neues Leben zu verlassen: das Leben an der Seite einer Frau, einer möglichst noch jungen und hübschen, die ihn mit vielen Kindern beschenkte, vier oder fünf. Und statt Regenwasser würde er nun täglich Wein trinken und statt der Kräuter und Pilze des Waldes ein gut gewürztes Stück Rehrücken verzehren.

Er unterbricht sich mit einigen Akkorden seiner Laute.

Es gab einen zweiten Einsiedler im Wald, Tular. Die beiden, Akalin und Tular, besuchten sich alle fünf Jahre, und Akalin war mit den Jahren und Jahrzehnten aufgefallen, dass Tular kaum alterte.

Und immer wieder, wenn sie sich erneut nach fünf Jahren trafen und Tular noch das gleiche Aussehen eines Mannes in mittleren reifen Jahren hatte, fragte Akalin ihn, wie ihm dies gelinge.

Er musste sich lange gedulden.

Doch endlich erhielt er eine Antwort.

Tular sprach von einem kleinen Ritual, das er einmal jährlich verrichtete und einem kleinen Spiegel, der jedes Mal dabei von Bedeutung sei und die Wirkung erneuerte.

Doch dazu gehörte eine bemerkenswerte, höchst sonderbare Geschichte, von der er nun erstmals zu reden begann.

So sei er während einer wochenlangen Wanderung in eine gebirgige Gegend gelangt und sei dort auf eine gut versteckte Höhle gestoßen, die – je mehr er in sie eindrang – immer riesiger erschien und von vielen Lichtern erleuchtet war.

Dort traf er auf zwei Männer, und Tular erinnerte sich plötzlich, dass er von beiden schon einmal gehört hatte. Es waren Zwillinge und sie standen beide im Ruf, Magier zu sein.

Er fragte sie um einen Beweis ihres magischen Könnens, denn er glaube an Dinge wie diese nicht. So versprach ihm der eine von ihnen, diesen Beweis zu erbringen, doch er solle sich bis zum nächsten Morgen gedulden.

Als Tular am folgenden Tag erwachte, konnte er die Höhle, in deren Umkreis er sich zum Schlafen niedergelassen hatte, nicht mehr entdecken. Doch neben ihm auf dem sandigen Boden lag ein Kästchen, und als er es öffnete, sah er, dass sich auf der Innenseite des Deckels ein Spiegel befand. Dieser war gerade so groß, dass er sein Gesicht darin erkennen konnte.

In diesem Moment ergriff ihn ein maßloses Staunen. Denn was er sah, war das faltenlose Gesicht eines Mannes in besten Jahren. Konnte

das wirklich er selbst sein? Er strich über die Stirn, die Wangen, das Kinn, die üblicher Weise von den Bahnen schon einiger tiefer Falten durchzogen waren – doch auch die Finger konnten keine dieser Falten mehr aufspüren.

So sehr er an der Möglichkeit eines echten Zaubers gezweifelt hatte – es gab ihn doch. Hier hatte er den Beweis.

Der Puppenspieler: Und du sagst, diese Geschichte hätte sich tatsächlich zugetragen?

Kordas: Sie ist nicht ausgedacht, Majestät. In aller Bescheidenheit sage ich dies ein weiteres Mal.

Der Puppenspieler: Du kennst die Höhle?

Den Weg dorthin?

Kordas: *wiegt unbestimmt den Kopf.*

Die Geschichte ist noch nicht ganz zu Ende erzählt, Majestät.

Natürlich wollte Akalin, der Eremit des Anfangs, nun ebenfalls zu dieser Höhle aufbrechen. Der andere Eremit fertigte ihm eine Zeichnung an und schon am kommenden Tag brach Akalin auf.

Trotz dieser Zeichnung verirrte er sich. Freilich hatte ihm Tular bereits gesagt, dass er sich nur noch unklar an diese Wanderroute erinnern könne und Akalin auch selbst suchen müsse.

Mehr als ein halbes Jahr irrte dieser umher.

Eines Nachts brach er tödlich ermüdet zusammen.

Als er am nächsten Morgen erwachte, rieb er sich zunächst ungläubig die Augen. Doch was

er kaum hundert Schritte entfernt vor sich sah, war tatsächlich der Eingang der Höhle.

Auch er staunte über ihre Größe und das Wunder des sie erhellenden Lichts. Und auch er traf nun auf die beiden Männer, die Zwillinge waren und sich vollkommen glichen. Ohne Umschweife sprach er sie auf den magischen Spiegel an. Da winkte ihn der eine in eine etwas kleinere Seitenhöhle, in der tausende bunter, wirbelnder Bilder von Wand zu Wand sprangen. Der chaotische Lichtertanz ermüdete ihn und bald schlief er ein.

Als er schließlich erwachte, war es wieder Tag und er befand sich in einer ihm völlig unbekanntem Gegend. Das Kästchen lag neben ihm, er öffnete es mit zitternden Händen – und tatsächlich, der Spiegel zeigte: Falten und Altersflecken waren verschwunden. Auch er schien wieder ein Mann in besten Jahren zu sein.

Beglückt trat er den Heimweg an. Doch mit jedem Tag, den er das Kästchen öffnete, stellte er fest, dass die Wirkung nachließ, und bald sah er wieder nur noch das gewohnte Bild eines alten Mannes von hundert Jahren.

Er wollte zur Höhle zurückkehren, um diesen möglichen Irrtum aufzuklären. Doch er fand die Höhle nicht mehr. Und zu seinem Schrecken musste er erkennen, dass das Bild des kleinen Spiegels sich jetzt in umgekehrter Weise verwandelte. Die Furchen wurden tiefer, überall trat ein Netz blauer und roter Adern hervor, und nicht nur sein Gesicht auch die

Hände waren von Altersflecken übersät und die zuvor schlaffen Wangen wurden nun mehr und mehr zu tiefen Höhlen.

Ein greisenhaftes Gesicht, nochmals um zwanzig Jahre gealtert, blickte ihn an. Und manchmal funkelte tief aus den Augenhöhlen, wie es ihm schien, ein heimlicher böser Spott.

Was war geschehen?

Bei einem gleichfalls schon hoch betagten Schäfer erhielt er die Antwort und die Auflösung dieses Rätsels.

Die Magier-Brüder jener Höhle, so sehr sie sich äußerlich glichen, waren nicht gleich. In seine Magier-Werkstatt hatte ihn jener der beiden Brüder gelockt, welcher einen dunklen Weg eingeschlagen hatte.

Dies bedeutete, er hatte magische Techniken entwickelt, mit denen sich müheloser und rascher die gewünschten magischen Ziele verwirklichen ließen.

Dies doch hatte seinen Preis.

Was sich so rasch und mühelos verwirklichte, erwies sich in kurzer Zeit als Blendwerk, und die Wirkung verkehrte sich nach und nach sogar in ihr Gegenteil. Der dunkle dieser Brüder fand zunehmend Gefallen an diesem Täuschungsspiel, und der böse Spott, den er dabei empfand, blieb als ein böses Funkeln auch in den Augen der andern zurück.

Viele hatte er bereits mit diesem dunklen Zauber verführt. Im besseren Fall nahmen sie die Gesichtszüge von Kobolden an, im schlimme-

ren Fall waren es die Gesichtszüge von Echsen, von Wildkatzen, von Nachtenten und manchmal sogar von Papageien.

Ja – und so endet meine Erzählung mit einem traurigen Schluss, Majestät.

Und sollte jemand an dieser Stelle noch einmal nach dem Eremiten namens Akalin fragen, so kann die Antwort nur kurz und traurig sein.

Alle Träume von Frau mit großer Kinderschar waren erloschen; und so auch die Träume von schmackhaftem Tafelwein und gut gewürztem Rehrücken.

Zu seiner Eremitenklause zurückgekehrt, schloss er sich darin ein und verstarb nach wenigen Wochen.

Und auch der zweite Eremit verstarb bald darauf, ein seliges Lächeln auf dem Gesicht.

Der Puppenspieler: Doch den wohlwollenden, den guten Magier – den gibt es noch?

Und er lebt wie zuvor in jener Höhle?

Kordas: Darüber kann ich nichts Sicheres sagen.

Wahrscheinlich verhält es sich so.

Doch immer wäre es eine höchst aufwendige Suche, die Höhle zu finden.

Der Herrscher: Du aber könntest es?

Kordas: Ich?

Der Herrscher: Als fahrender Sänger bist du weit gereist.

Ich sehe keinen, der geeigneter wäre als du. -

Du weißt, dass ich keinen Thronerben habe.

Es gibt einige Vettern und Neffen, die auf mein Thron-Erbe lauern.

Doch sie gefallen mir nicht.
 Kehrst du zurück und bringst mir den Spiegel,
 so werde ich dich zum legitimen Thronerben
 ernennen.

Kordas: Majestät –

Sollte ich den Weg zu jener Höhle auch finden
 – wie unterscheide ich den einen Magier von
 dem anderen?

Der Herrscher: Du wirst es können.

Ich sehe es an deinem klaren aufrechten Blick,
 der ohne Hinterlist ist.
 Der dunkel gewordene Magier wird dich mei-
 den.

Kordas: *nach einem Zögern* Es gibt da noch etwas zu
 berichten, Majestät.

Es geht um den ersten Spiegel, der dem ande-
 ren Eremiten scheinbar so mühelos -

Der Herrscher: *winkt ab und unterbricht*.

Erzähle es mir ein anderes Mal.

Ich bin müde.

Du wirst aufbrechen und mir den magischen
 Spiegel bringen.

Es ist ein Befehl.

Und jetzt wünsche ich mir erneut Zerstreung
 durch meine Tänzer.

*Wieder klingt der dritte Satz des Quartetts auf
 und die maskierten Gestalten tanzen erneut
 zum Dreivierteltakt im Walzerschritt.*

*So durch den Raum wirbelnd ziehen sich zwei
 der Tänzer-Paare die Masken selbst vom Ge-
 sicht. Bei allen erscheint das Gesicht eines Ko-
 bolds oder einer Koboldin.*

Sie brechen aus dem Kreis der anderen aus und vergnügen sich mehr und mehr mit wilden abenteuerlichen Sprüngen. In die Musik mischen sich zunehmend Trommelschläge.

Die Trommelschläge gewinnen die Oberhand. Sie entfalten eine explosive Kraft, es mündet in ein ohrenbetäubendes Krachen und Donnern.

Die ganze Szene versinkt in Chaos.

Dunkelheit. Schließlich Stille.

4. Szene

Im Vordergrund rechts taucht Kordas auf, leichtes Reisegepäck auf dem Rücken.

Ekon, der Diener, tritt zu ihm – diesmal in Sepelhosen und in einem grün-rot gemustertem Hemd aus grobem Leinen. Er hat einen Rucksack geschultert und er trägt einen Leder-Hut.

Er bringt eine silbern glänzende Brustrüstung mit, die er Kordas anlegt und die er weiter mit Schnallen in dessen Rücken befestigt.

Im Weiteren hat er ein Schwert mitgebracht, das er Kordas mitsamt dem breiten Ledergürtel, in dem es steckt, um die Hüften hängt.

Von links, gleichfalls im Vordergrund, läuft eine junge Frau heran – sie trägt blonde Zöpfe und hat ein typisches „Gretel-Gesicht“ und trägt einen biederer gemusterten Wollrock.

Ihr Name ist Ranka.

Ranka: *ein bisschen außer Atem* Ekon – du wirst nicht so töricht sein, dich diesem Hallodrian anzuschließen.

Ekon: Ich bin sein Diener.

Ranka: Diener hin – Diener her.

Ich bin deine Geliebte.

Und außerdem bist du gar nicht sein Diener.

Ekon: Nicht?

Ranka: Beahlt und ernährt er dich?

Hast du bei ihm dein wöchentliches Einkommen? eine sichere Behausung?

Ekons Blick wechselt plötzlich verunsichert zwischen Ranka und Kordas hin und her.

Ranka entgeht dies nicht.

Sie drückt Ekon einen heftigen Kuss auf den Mund und will ihn am Arm nach links mit sich ziehen. - Ekon allerdings widersetzt sich.

Ekon: Ranka – ich bin sein Dieser und er ist mein Herr.

Ohne mich ist er schutzlos. Er könnte die Abenteuer, die vor uns liegen, allein nicht bestehen.

Ranka: Abenteuer!

Vor allem liebt er das Tal der unsichtbaren Drachen, von dem er in seinen Liedern singt.

Dreimal wäre er fast gefressen worden.

Das ist die Art von Abenteuer, die ihn glücklich macht.

Ekon: *spricht jetzt entschieden* Er braucht mich.

Ranka: Und ich?

Willst du sagen, ich brauche dich nicht?

Sie ist sehr in Rage geraten.

Und schlimmer: Willst du mir sagen, du brauchst auch mich nicht?

Ekon: Ranka – du weißt, ich liebe dich.

Wir beide lieben einander.

Und wenn alle Abenteuer bestanden sind, kehre ich in deine Arme zurück.

Ich verspreche es dir!

Ranka: Das sagst du so daher.

Und wenn er – dieser wahnwitzige Hallodrian *sie zeigt auf Kordas* – dich in seinen Abenteuerspielplatz im Tal der unsichtbaren Drachen diesen Drachen zum Fraß vorwirft?

Was dann?

Und noch hundert andere schlimme Sachen könnten geschehen.

Ekon: Viel Abenteuerliches könnte geschehen, gewiss. - Wie es auch nicht geschehen muss und ich unversehrt wieder heimkehre.

Ranka: Ach, Ekon – wann wird dies sein?

Ekon: Ich weiß, es kann Monate, es kann sogar Jahre dauern.

Es wird dauern, bis wir unseren Auftrag erfüllt haben.

Ranka: Jahre... Und fürchtest du niemals, dass ich dir untreu werde?

Ekon: *antwortet mit einem breiten Lächeln.*

Dass du mir untreu werden könntest –?

Es schüttelt, weiter breit lächelnd, den Kopf.

Du Ranka -- nie!!

Die Szene versinkt in Dunkel.

Im Hintergrund: Jahrmarktsmusik.

Zweiter Akt

1.Szene

*Es ist halb dämmrig im Raum
Der Puppenspieler liegt schlafend auf seinem
Sofa ausgestreckt.*

*Wieder hört man den langsamen Satz aus
Haydns Streichquartett Hob. 79.*

*(Ergänzend kann auch von dem zweiten genannten
Streichquartett op.76 Gebrauch gemacht werden;
auch hier nur der langsame Satz, bevorzugt mit sei-
nem variationsreichen letzten Drittel.)*

*Eine junge Frau tritt von rechts in den Raum,
einen Schlüsselbund in der Hand, unter ihrem
Arm klemmt eine gefaltete Zeitung.*

*Sie hat schwarzglänzende gewellte Haare, die
ihr bis an die Schultern reichen und trägt eine
schwarzgeränderte Brille.*

Eine adrette, elegante Erscheinung.

Sie blickt eine Zeit lang auf den Schlafenden.

Der schreckt plötzlich in die Höhe.

Die junge Frau: Diesen Schlüsselbund sah ich an Ihrer Haustür hängen.

Man sagte mir, dies sei die Wohnung eines stadtbekanntes Puppenspielers.

Er ist schon betagt und manchmal etwas vergesslich. Bringen Sie ihm den Schlüsselbund.

Er wird es Ihnen danken.

Puppenspieler: Er steckte in meiner Haustür?

Er nimmt den Schlüsselbund an sich.

Er geht zum Plattenspieler und stellt die Musik etwas leiser.

Ja – das ist er: mein Schlüsselbund.

Ich danke.

Er nimmt wieder auf dem Sofa Platz.

Und wieder hat da jemand maßlos übertrieben.

Die junge Frau: Was meinen Sie?

Puppenspieler: War es die rothaarige Nachbarin?

Die junge Frau versteht zunächst nicht.

Die Person, die Ihnen das mit dem „stadtbekanntem Puppenspieler“ gesagt hat?

Die junge Frau: Ja – eine schon etwas ältere, sehr gepflegte rothaarige Dame.

Puppenspieler: Sie übertreibt maßlos.

Er winkt ab.

Es ist ihr einziger Fehler.

Die junge Frau: Was hat sie Unkorrektes gesagt?

Puppenspieler: *will es nochmals erklären, winkt dann erneut ab.*

Die junge Frau: *zieht die gefaltete Zeitung unter ihrem Arm hervor.*

Und das steckte in Ihrem offenen Briefkasten.

Sie reicht ihm die Zeitung.

Puppenspieler: Mein tägliches Zeitungsblatt.

Ich kam gestern nicht mehr dazu, es aus dem Kasten zu holen.

Er setzt seine Brille auf und überfliegt die Überschriften.

Währenddessen verschwindet die junge Frau hinter seinem Rücken lautlos nach links. Man

wird im Folgenden aus dieser Richtung ein leises Geschirrklopfen hören.

Der Puppenspieler, in seine Zeitung versunken, liest und spricht halblaut vor sich hin.

Tag für Tag... Die Überschriften sind austauschbar.

Ein Skandal in der Finanzabteilung eines Megakonzerns. Steuerhinterziehung, Geldwäsche, Meineide.

Skandalöse Waffengeschäfte.

Ein Öltanker auf stürmische See zerbrochen, man erwartet an den Stränden eine Umweltkatastrophe.

Drei Buschbrände auf zwei Kontinenten, Zehntausende von Feuerwehrleuten im Einsatz, bisher ohne Erfolg.

Nach einem erneuten Tsunami eine riesige Überschwemmung-Katastrophe in Südindien, Hunderttausende aus ihren Dörfern geflohen, Zehntausende ertrunken.

Ein Hurrikan verwüstet erneut Haiti.

Zwei afrikanische Staaten sabotieren beidseitig ihren Friedensvertrag und lassen große Kontingente ihrer Soldaten aufmarschieren.

Offenbar auch Kindersoldaten wieder dabei.

Warum sind Journalisten so fantasielos und berichten täglich immer das Gleiche?

Und ich? Jeden Tag tue ich mir das an, das fast immer Gleiche in immer neuen Variationen zu lesen. - Eigentlich lohnt es nicht...

Er faltet die Zeitung - abwinkend - wieder zusammen und legt die Brille neben sich ab.

Er lehnt sich auf dem Sofa zurück.

Doch kurz darauf erhebt er sich wieder, geht zum Plattenspieler und setzt die Nadel auf ihre Anfangsposition zurück und stellt das Gerät wieder etwas lauter.

Dann sitzt er erneut auf dem Sofa, wieder weit nach hinten gelehnt.

Das Geschirrgeklapper ist verstummt.

Die junge Frau kehrt von links zurück.

Die schwarzen Haare sind ihr etwas tiefer in die Stirn gerutscht. – Sie merkt es plötzlich, sie prüft den Haaransatz und schiebt die Haare in die frühere Position zurück.

Der Puppenspieler bemerkt sie erst, als sie wieder zu reden beginnt.

Die junge Frau: Ich habe in Ihrer Küche den kleinen Abwasch erledigt und auch sonst noch ein bisschen aufgeräumt.

Wenn Sie meinen, ich sollte nun gehen, dann gehe ich.

Der Puppenspieler: Gehen Sie – jederzeit.

Sie waren in meiner Küche und haben den Abwasch gemacht?

Außerordentlich freundlich.

Noch einmal bedanke ich mich.

Ja – natürlich können Sie wieder gehen, sofort.

Die junge Frau: Übrigens: *sie deutet in Richtung des Plattenspielers* Ich mag Ihre Musik.

Der Puppenspieler: Ein Satz aus einem Haydn-Streichquartett.

Über sechzig Streichquartette hat dieser hochtalentiertere Wiener geschrieben.

Beide lauschen der Musik, die junge Frau still nach innen lächelnd.

Sie haben auch etwas aufgeräumt?

Die junge Frau: Sie werden das meiste an seinem gewohnten Platz finden.

Sie lauschen nochmals eine kurze Zeit.

Ja – sagen Sie mir, wenn ich gehen soll.

Der Puppenspieler: Ich sagte es schon: Sie sind jederzeit frei, wieder zu gehen.

Die junge Frau: zögert.

Ihr Blick hängt noch für einen kurzen Moment am Gesicht ihres Gegenübers, freundlich lächelnd.

Dann verschwindet sie wieder nach rechts.

Der Puppenspieler: *bemerkt plötzlich, dass er sich auf dem Sofa auf seine Brille gesetzt hat und diese zerbrochen ist.*

Meine Brille – eine Katastrophe!

Ohne Brille bin ich fast blind...

Er winkt wieder ab.

Ich habe Ersatz.

Er geht an den kleinen Schrank, öffnet ihn und nimmt eine neue Brille heraus.

Im gleichen Moment fällt ihm eine Mappe entgegen – offenbar eine Fotomappe, auf dem Boden liegen viele Fotos verstreut.

Er setzt sich die Ersatzbrille auf und sammelt sie auf.

Er kehrt mit der Mappe und den Fotos auf das Sofa zurück, zunächst ohne sich weiter um diese zu kümmern. Er setzt sich wieder.

Er stützt den Kopf in die Hände, grübelnd.

Wie vor einer Woche – ich träumte den fast gleichen Traum.

Ein grauer Gefängnistrakt, ein grell erleuchteter Gang führte an Dutzenden von grauen Metalltüren entlang. Überall tiefe Geräuschlosigkeit. Man hatte mir einen Schlüssel übergeben und ich sollte meine eigene Zelle mit der passenden Nummer aufsuchen.

Ich fand sie nicht.

Schließlich stieß ich hinter einer schweren, wieder grauen Metalltür auf einen schräg nach unten abfallenden zweiten Trakt. Ein erstes Mal regte sich in mir Widerstand, ich konnte die schwere graue Metalltür, die eben hinter mir ins Schloss fallen wollte, wieder aufdrücken und in den ersten Gang zurückgelangen.

Übergangslos befand ich mich plötzlich auf dem Gefängnishof.

Auch dort völlige Geräuschlosigkeit.

Ich blickte auf eine etwa fünf Meter hohe graue Mauer, die mir klar die Botschaft vermittelte, dass jeder Fluchtversuch hier aussichtslos sei.

Doch dann, als ich erwachte, hatte ich ein Datum im Kopf – den Monat, den genauen Tag.

Er blickt auf seine Uhr.

Schließlich greift er nach den Fotos und sortiert die ersten wieder in die Fotomappe zurück.

Bei einem Bild hält er länger an.

Vor drei Jahren erklärte ich ihr, dass ich die Trennung wollte.

Sie verstand es nicht.

Nie hatte es einen Streit, nie ein böses Wort zwischen uns gegeben.

Er greift ein zweites Foto.

Er lächelt, es verzaubert ihn.

Legt es neben die Mappe.

Ich konnte es ihr nicht sagen.

Zweimal in der Woche trafen wir uns zu einem Ausflugsnachmittag.

Häufig gingen wir sogar Arm in Arm, wir lachten viel und philosophierten, sie war eine junge, kluge, eine sehr junge, sehr kluge Frau.

Ich konnte es ihr nicht sagen: dass sie mich mit ihren Worten, ihren Augen, mit ihrer ganzen Gestalt zunehmend in Verzauberung versetzte. Dass ich nachts über Stunden wach lag, nur immer ihr Gesicht, ihr Lächeln vor Augen.

Dann geschah es, dass wir auf einem unserer Spaziergänge vor einem Schaufenster Halt machten. Da standen wir Seite an Seite. Sie mit ihrem lachenden faltenlosen Gesicht, von ihren weißblonden leicht fliegenden Haaren umrahmt, ein fleischgewordener Engel – und daneben ich: mit dem knochigem grauen Gesicht eines alten Hundes.

Es war wie ein Dolchstoß zwischen die Rippen. Ein Mann in seinem siebenten Lebensjahrzehnt Arm in Arm mit einer Frau, die seine Enkelin hätte sein können...

Lächerlich!

Nein, ich musste diesen letzten Rest von Würde bewahren.

Ich spielte die Rolle des freundlichen, fürsorglichen Vaters für sie.

Es war ein Betrug an mir selbst.

Nur die Trennung half, der kalte Entzug.

Alles besser als der immer erneute Schmerz dieser unausweichlichen Abschiedsminuten – die mich allein und wie ein frierendes hilfloses Kind zurückließen.

Sie verstand es nicht.

Ich sah das Unglücklich-Sein in ihrem Gesicht, als ich von Trennung, endgültiger Trennung sprach.

Ja – und es gab die Momente, in denen mir ihr leises nach innen gekehrtes Lächeln ein leichtes Flackern von Gegenliebe verriet.

Doch es konnte nicht die Art Liebe sein, mit der ich sie liebte.

Nicht diese Liebe, die mich, ihr Bild vor Augen, oft über viele Nachtstunden wachhielt.

Mich wachhielt mit diesem beständigen Hämmern einer ungestillten Sehnsucht, die die engere, viel engere Nähe wollte.

Er blickt nochmals gebannt auf das Bild.

Sie gab mir das Versprechen, meinen Wunsch nach Trennung zu respektieren.

Und sie hat es gehalten.

Leise, fast tonlos Sie wusste nichts von dem frierenden hilflosen Kind.

Er legt auch dieses Foto in die Mappe zurück.

Es schmerzte.

Ja, es schmerzte und wieder fror ich.

Doch ich hatte meine Würde bewahrt.

Er lauscht der Musik.

Schließlich steht er auf.

Es gab zwei andere große Abschiede in meinem Leben – jeder anders und doch in einem Punkt gleich: Jeder hinterließ eine Wunde in mir, von der ich wusste, dass sie niemals mehr heilen würde.

Er legt die Brille auf dem Sofa ab und beginnt, stumm auf und ab zu gehen.

Meine Schwester war zwölf, ich knapp zwei Jahre älter, als sie spurlos und für immer aus meinem Leben verschwand.

Unsere leiblichen Eltern lernten wir niemals kennen.

Wir wuchsen zusammen in einem Heim auf, als eines Tages ein freundliches Ehepaar erschien und beschloss, meine vierjährige Schwester zu adoptieren.

Mit der Heimleitung war es geregelt. Man informierte uns. Doch als die potentielle Adoptivmutter meine Schwester ein erstes Mal in den Arm nehmen wollte, wehrte sie es ab.

Sie würde nur mitkommen, wenn auch ihr Bruder mitkäme. Sie sagte es in einer Art, dass jeder Widerspruch zwecklos gewesen wäre.

Also wurden wir beide von diesem Ehepaar adoptiert.

Sie gaben sich alle Mühe, gute Eltern zu sein und versorgten uns gut.

Es ist nicht wichtig, weitere Details aus dieser unserer Kinderzeit zu berichten.

Eines Tags – meine Schwester war elf geworden – spürte ich deutlich, dass es eine Spannung zwischen ihr und dem Adoptivvater gab. Ich fragte sie, was es sei. Doch sie wollte darüber nicht sprechen.

Da überraschte ich sie, wie der Adoptivvater sie auf seinen Schoß genommen hatte und ihren Mund küsste. Er küsste sie mehrmals, während das Gesicht meiner Schwester verschlossen blieb und ihr Kopf jedes Mal nach hinten auszuweichen versuchte.

Als er mich sah, ließ er sofort von ihr ab.

Er versuchte, es als einen kleinen neckischen Scherz abzutun.

Doch die Spannung zwischen den beiden blieb, ja, sie wuchs mit den kommenden Monaten noch.

Einmal hörte ich ein Gespräch hinter ihrer Tür. Der Adoptivvater drohte ihr: Wenn sie nicht schweigen würde, dann würde dies bittere Konsequenzen für sie haben.

Meine Schwester litt an Appetitlosigkeit und nur noch selten sah ich lachen.

Sie war schließlich zwölf, wir traten eine Familienreise an. Ein größerer Reisedampfer sollte uns von Passau nach Wien bringen und das weitere Ziel war eine kleine Alpenpension.

Nach einer Stunde Fahrt bemerkten wir, dass sich meine Schwester nicht mit uns auf dem Schiff befand. Kurz vor der Abfahrt war sie noch einmal an Land gegangen, um zwei Ansichtskarten zu kaufen. Unsere Adoptiveltern

hatten einen alten Bekannten getroffen, natürlich glaubten sie, meine Schwester sei sicher an Bord, und sie feierten unbesorgt das überraschende Zusammentreffen.

Das Schiff war bereits eine volle Stunde unterwegs, und ein Zwischenaufenthalt an einer anderen Station vor Wien war nicht vorgesehen. In Wien trafen wir nach vier Stunden endlich ein.

Der Adoptivvater brachte seine Frau und mich in einer kleinen Wiener Pension unter und trat sofort den Rückweg an.

Von Passau aus telefonierte er mehrmals täglich mit unserer Adoptivmutter. Von meiner Schwester fand sich keine Spur. So blieb es. Schließlich kehrte auch meine Adoptivmutter mit mir nach Passau zurück.

Meine Schwester war fort. Spurlos.

Ich habe sie nie wiedergesehen.

Er nimmt wieder auf dem Sofa Platz.

Er setzt sich wieder die Brille auf und sortiert weitere Fotos in die Mappe zurück.

Bei einem hält er wieder länger an.

Später, ich war inzwischen seit vielen Jahren verheiratet, wurde mir erneut ein junges Mädchen entrissen – ein Mädchen, das mir so nah stand, wie meine Schwester mir nah gestanden hatte: Also näher als jeder andere Mensch.

Und auch sie war im Alter von zwölf.

Er sortiert das Foto zurück in die Mappe.

Er steht wieder auf. Legt wieder die Brille ab.

Geht erneut umher.

Das endgültige Verschwinden eines jungen Mädchens ist immer grausam.

Ist es noch grausamer, wenn man von seinem sicheren Tod weiß?

Das zweite Mal war es das sichere Wissen um ihren Tod.

Und hier ringe ich leise um Atem und wünschte, ich könnte meinen Bericht an dieser Stelle beenden. Denn über dieser Geschichte lastet ein Empfinden von Schuld.

Ich sah es damals nicht mit derselben Deutlichkeit. Ich kämpfte in all diesen Jahren mit meinen Puppen um die Gunst meines Publikums, und ich kämpfte verbissen. Ein Puppenspieler, solange er nicht bekannt und an einem Ort fest etabliert ist, muss reisen.

In manchen Jahren verbrachte ich weit mehr Wochen auf Reisen als mit meiner Frau und unserer gemeinsamen Tochter. Meine Tochter reiste während ihrer Schulferienzeiten gelegentlich mit mir. Doch zwischen meiner Frau und mir kam es zur Entfremdung – und immer häufiger stritten wir uns, zunehmend laut und heftig, manchmal um die banalsten Dinge.

Sie hatte recht, wenn sie sich vernachlässigt fühlte. Und als sie mit Scheidung drohte, war ich nicht einmal überrascht. Doch ihre letzten Worte legten sich wie eine Würge-Klammer um meinen Hals: Sie würde das Sorgerecht für Klarissa, unsere Tochter, einklagen und dann, so waren ihre Pläne, zu einem ihrer zwei Vettern nach Neuseeland aussiedeln.

Das hieß: Klarissa würde aus meinem Leben verschwinden.

Klarissa zu verlieren – es war undenkbar für mich.

Eines Nachmittags stellte ich meine Frau zur Rede.

Jeder drohte jedem.

Sie hatte einen eiligen Termin, doch ich ließ sie nicht fort.

Als sie schließlich mit Klarissa ins Auto stieg, sah ich sie am ganzen Körper zittern. Für ihren Termin war es längst zu spät.

In Gedanken an diesen Moment möchte ich sie wieder aus dem Auto zerren. Denn in einem solchen Zustand hätte sie sich niemals ans Steuer setzen dürfen.

Minuten später hörte ich die Sirene eines Krankenwagens. Meine Frau hatte eine Ampel bei Rot überfahren, die seitlich heran rollenden Autos hupten, doch es war schon zu spät. –

Als die Grabrede stattfand, verlor ich die Kraft, mich aufrecht zu halten und taumelte, Halt suchend, an einen Baum. Wenn man es sprichwörtlich sagt, dass man „jeden Boden unter den Füßen verliert“ – in diesem Moment spürte ich es, ganz real. Mein Körper klammerte sich an diesem Baum fest, doch meine schrecklich zugerichtete Seele stürzte ins Bodenlose.

Ich hatte sie beide verloren – meine Tochter und meine Frau. Und auch meine Frau, das wurde mir jetzt bewusst, hatte ich einmal geliebt – und es nur vergessen.

Und doch: grausamer war der Verlust der Tochter.

Und diesen Schmerz verringerte nicht, dass ich wusste, dass ich sie wohl in jedem Fall aus meinem Leben verloren hätte.

Über ein ganzes Jahr hinweg war ich unfähig, wieder hinter meiner Puppenbühne zu stehen.

Ich lebte von der Sozialhilfe und von Gelegenheitsjobs.

Und manche Momente waren so voller Finsternis, dass ich glaubte, ich würde niemals wieder ein Puppenspiel spielen können.

Es stimmt nicht, wenn man sagt: der Schmerz heile a l l e Wunden. – Es gibt die Wunden, die nie verheilen. Immer bleiben sie offen und manchmal bluten sie auch aufs Neue.

Man lernt, mit seinen Wunden zu leben.

Es ist der Zustand eines dauernd Gebrechlichen, eines unsichtbar Behinderten.

Gut, dass es unsichtbar ist. Man kann einen solchen Schmerz nicht teilen.

Er bleibt der eigene, und man legt einen Panzer darum, dass niemand ihn anrührt.

Also: Ich lernte mein Leben mit ihm zu teilen – mit diesem Schmerz.

Und ich reiste auch wieder als Puppenspieler umher.

Jahre. Jahre. Noch viele Jahre.

Er nimmt wieder Platz.

Er greift nach zwei weiteren Fotos.

Er setzt sich wieder die Brille auf und spricht leise.

Meine Schwester Roswita und meine Tochter Klarissa – wie sonderbar ähnlich sie einander waren.

Es passierte mir nicht selten, dass ich meine Tochter plötzlich mit dem Namen meiner Schwester ansprach.

Und sehe ich jetzt das Bild von Beatrice, so meine ich, so oder doch ganz ähnlich hätten diese beiden als junge Frauen aussehen können.
Er ordnet auch diese Fotos in die Mappe zurück.

Lassen Sie mich noch einmal von Beatrice sprechen.

Er nimmt wieder die Brille ab.

Ja – es war Liebe. Noch einmal fühlte ich sie -
machtvoll, rauschhaft, verzehrend.

Es war wie ein Aufleuchten jeder Körperzelle.

Wenn ich sie in den Nächten vor mir sah, so meinte ich, immer neue Facetten von Schönheit in ihrem Gesicht zu entdecken; etwas, das einer Vollkommenheit nahe kam.

Unmöglich, dass sie mich jemals ähnlich sah.

Und doch:

Sie sprach in meinen Träumen zu mir.

Sie sagte, dass sie einfach meine Seele liebe und dass mein Alter ihr gleichgültig sei.

Und ich erinnere mich, dass sie, schon nach wenigen Wochen unseres Kennen-Lernens, diese Worte so oder doch ganz ähnlich zu mir tatsächlich gesprochen hat.

Immer wenn sie an mich dachte, verwandelte sich in ihr mein Bild in das eines jungen rüstigen Mannes.

Da sagte sie so... und ich wusste: Sie saß in ihrer kleinen, lieblichen Wolke von jugendlicher Lebensfreude und Heiterkeit und wollte etwas davon auch zu mir herüber schicken.

Leiser werdend Freilich, wenn sie diesen Schein ihres Lächelns auf mich warf, spürte ich, dass sich unsere Seelen in einer ungewöhnlichen Weise berührten. Und vielleicht dass sich auch in mir etwas dabei verwandelte und einen nicht alltäglichen Glanz zeigte.

Einen Glanz, der sich freilich von jeder rauschhaften Leidenschaft gelöst haben musste und frei blieb von allem Sehnen nach intimer körperlicher Nähe.

Ich zog diese Grenze, die unüberschreitbar war. Sie war ein unerlässlicher Schutz – für mich, für sie.

Und ich weiß: Mit jedem Jahr, das ich nun altere, entferne ich mich weiter von dieser späten Strecke des Glücks – und jeder Möglichkeit, dieses Glück noch einmal beleben zu können.

Ich sage es mir bei jedem morgendlichen Erwachen.

Ich begrüße den Tag mit den Worten, dass ich keine Geschenke mehr von ihm erwarte.

Jedenfalls keine großen mehr. Nur ab und zu ein paar kleine.

Ich sehe ihn beiläufig nicken – und es geschieht: Die kleinen Geschenke – sie kommen

noch dann und wann.

Sie kommen wie eine Taube, die mir sanft vor die Füße fliegt, ich hebe sie auf, schließe sie in meine Hände ein, trage sie, zunehmend vertrauliche Blicke tauschend, mit mir umher – bis ich sie wieder fliegen lasse.

Er treibt in seinen Gedanken.

Mein letztes Puppenspiel ist gespielt.

Die Figuren, wie sie mich manchmal doch wie freundliche Lebenspartner begleiteten, haben wie ich ihre Ruhe verdient.

Nicht selten durchwandern, durchkreuzen sie auf wundersame Art meine Träume – sowohl vertraut und bekannt wie manchmal mit einem eigenen Leben, das mir selbst unentdeckt blieb.

Er setzt sich wieder die Brille auf.

Meine Brille – ach ja, diese Brille...

Ich weiß: sie macht mich noch etwas älter und hässlicher als ich schon bin.

Allerdings – ich hätte die junge freundliche Frau mit dem schwarzen Haar, die vorhin in mein Zimmer kam, gern etwas genauer betrachtet.

War sie denn jung?

Nicht einmal das könnte ich mit Sicherheit sagen.

Er geht wieder an den Plattenspieler und setzt die Nadel erneut auf den Punkt zurück, bei dem der langsame Quartett-Satz beginnt.

Er kehrt zum Sofa zurück und legt sich wie zuvor lang ausgestreckt darauf nieder.

2. Szene

Der Narr erscheint von rechts.

Mit ihm kommen zwei ältere weibliche Bedienstete. Jede trägt ein Tablett mit sich. Darauf befinden sich eine Waschschüssel, ein Waschlappen, ein Handtuch, eine Haarbürste und eine Nagelschere.

Der Narr: Wir sind wieder da!

Du entkommst uns nicht –
am wenigsten entkommst du uns, wenn du dich
in den Schlaf flüchtest.

Er tippt den Puppenspieler leicht an die Schulter, der kurz darauf in die Höhe schrickt und erneut verwirrt um sich blickt.

Der Narr macht eine stille Aufforderung, aufzustehen und wieder auf dem thronartigen Samtsessel Platz zu nehmen.

Der Puppenspieler, von seinem leichten Schlaf noch halb benommen, folgt der Aufforderung, wenn auch nur mit langsamen Bewegungen.

Er nimmt wieder auf dem Sessel Platz.

Im Folgenden wird er während der „Traumszenen“ nicht mehr Puppenspieler sondern nur noch „der Herrscher“ genannt werden.

(Die Musik wechselt auf den anderen genannten Haydn-Quartett-Satz op.76.)

Die zwei älteren Frauen: beginnen mit der kleinen Zeremonie einer „Morgentoilette“.

Die eine beginnt, ihm das Gesicht und den Hals zu waschen, während die andere die Wasch-

schüssel hält, dann macht sich die zweite daran, seine Fingernägel zu bearbeiten, sie zu reinigen und zu kürzen.

Der „Herrscher“ lässt es, leicht unwillig wie auch gelassen, über sich ergehen.

Der Narr: *einen Zettel in der Hand haltend und auf und ab gehend, macht er den „Herrscher“ währenddessen mit seinem heutigen Arbeitsprogramm bekannt.*

Ihr solltet es heute oder spätestens in den kommenden Tagen entscheiden, Majestät.

Die Tolomanen westlich unserer Staatsgrenzen anzugreifen, hätte den Vorteil eines Überraschungsangriffs. Sie wären überrumpelt und unfähig, uns in so kurzer Frist mit gleicher Heeresstärke zu begegnen.

Vorausgesetzt Sie hätten nicht längst ihre Spione losgeschickt und sich über unser Vorhaben bereits ins Bild gesetzt.

Zum anderen hätte ein solcher Überraschungsschlag den Nachteil, dass man uns, im Fall einer Niederlage, die wir hoffentlich nie erleiden werden, die man jedoch letztlich nie ausschließen kann, als Aggressor und Kriegsverursacher brandmarken und zu hohen Reparationszahlungen heranziehen könnte.

Angesichts der äußerst angespannten Lage ist freilich auch zu bedenken, dass ein weiteres wochenlanges Zögern unsererseits den Gegnern die Zeit ließe, neue Allianzen zu schmieden. Möglicher Weise ständen wir dann einer dreifachen Übermacht gegenüber, was einen

Sieg unsererseits zwar noch immer nicht ganz und gar verunmöglicht doch in hohem Ausmaß erschweren würde.

Auch gilt es zu entscheiden, ob wir dem Kleinstaat der Piligiter neue Waffensendungen zukommen lassen. Sind sie auch ein Kleinstaat, es ist staatsmännische Raison, sie als potentielle Verbündete zu betrachten. Ihr Angebot an uns wäre im Gegenzug, dass sie uns sechshundert Pferdekutschen frisches Rindfleisch liefern. Dazu allerdings ist wiederum festzustellen, dass das Fleischessen bei uns zurzeit etwas aus der Mode gekommen ist und ein immenser Fleischberg wie dieser nicht die notwendigen Abnehmer finden könnte.

Es stünde auch im Kontrast zu Eurer Initiative, Majestät, die Massentierhaltung herunterzufahren und auf ein nur noch geringes Maß zu reduzieren. Eure Parole, auch den Tieren eine würdevolle Existenz zu ermöglichen und auch sie als Teil der göttlichen Schöpfung zu betrachten, zeigt Wirkung, wenn sie auch nicht von allen geteilt wird. Eben das Argument mit der göttlichen Schöpfung erweckt Widerspruch: Man sagt, man müsse Gott, der neben den Lämmern auch Wölfe geschaffen hat in dieser seiner rauen wilden Natur, in der die eine Spezies davon lebt, eine andere zu zerfleischen und zu verzehren, nicht noch übertreffen.

All dies ist für den heutigen Tag zu bedenken, Majestät, und möglicher Weise durch ein königliches Dekret in Gesetzesform zu fassen.

Die beiden weiblichen Bediensteten beenden ihre Arbeit, indem sie diesmal dem Herrscher noch einen voluminösen Bart an den Kinnbacken befestigen, an dem die eine mit einer Schere noch leichte Korrekturen vornimmt; die andere bringt, wieder auf einem Tablett, den blauen Mantel wie Krone und Zepter heran.

Der „Herrscher“ wird in den blauen Mantel gekleidet und man setzt ihm die Krone auf.

Das Zepter zu greifen, verweigert der „Herrscher“ auch dieses Mal.

Erneut hört man grunzende Geräusche im Hintergrund.

Der Herrscher: Höre ich da wieder ein Schweinegrunzen?

Ist es der grunzende Schloss-Eber?

Der Narr: Jawohl, Majestät.

Und diesmal hat er, mit seiner mit ihm vermählten Wildsau zusammen, eine Anzahl von Frischlingen bei sich.

Ihr hört es – es grunzt etwas heftiger.

Der Herrscher: Was ist dagegen zu tun?

Ich bin der Herrscher in diesem Schloss.

Der Narr: Nun, Ihr werdet Euch gewöhnen, Majestät.

Und noch einmal sage ich: Erschießt sie nicht.

Keiner kann wissen, welches Geheimnis sie möglicher Weise in sich tragen.

Die gleichfalls schon bekannte Musik, der dritte Satz des Haydn-Quartetts, klingt auf, und wieder erscheinen die vier tanzenden Paare in

ihrer Rokoko-Kostümierung im Raum – wieder alle mit den gleichen weißen Masken.

Sie tanzen, sie wirbeln im Walzerschritt, alle in vollendeter Eleganz.

Den „Herrscher“ ergreift schließlich Unruhe.

Wie beim ersten Auftritt der Tänzer läuft er auf eines der Paare zu und zieht erst dem männlichen, dann dem weiblichen Tanzpartner die weiße Maske vom Gesicht.

Beide Male werden darunter die schon bekannten Wildkatzen-Gesichter sichtbar.

Der „Herrscher“ will weitere Masken fortziehen, doch die Tänzer kommen ihm selbst zuvor. Zwei weitere Tanzpaare ziehen die weiße Maske von ihrem Gesicht. Man erblickt das Gesicht zweier Eulen, man erblickt das Gesicht zweier Papageien.

(Natürlich bleibt die menschliche Kopfform präsent. Immer handelt es sich nur um eine weitere Maske.)

Wieder nur das vierte Tanzpaar behält seine weißen Masken auf.

Mit unvermindertem Schwung setzen sie ihren Tanz fort.

Die Musik wird etwas leiser.

Der Narr: *ergreift mit einer Geste in Richtung der Tanzenden erneut das Wort.*

Sie alle konnten der Versuchung des zweiten Spiegels, der ihnen sofortige jugendliche Schönheit versprach, nicht widerstehen.

Die Verführung war leicht. Führte sie doch sichtbar zum schnellen Erfolg.

Freilich ignorierten sie, dass es einen Preis kosten könnte.

Alle mussten sie diesen Preis bezahlen.

Ihr seht sie gealtert, mit befremdlichen entstellten Gesichtern, die doch nur das innerlich Verborgene in die Sichtbarkeit brachten.

Ungeduld, Jagdlust und Gier formten dem Gesicht die Züge einer Wildkatze ein, Ehrgeiz, Hochmut und Hinterlist die Züge einer Eule, eitle Selbstschau und Neid die Züge eines Papageis.

So sehr wir – natürlich - auch Tiere wie diese lieben: dem menschlichen Antlitz, Ihr werdet mir zustimmen, stehen sie nicht.

Nach und nach ziehen die Tanzenden die weißen Masken auf ihr Gesicht zurück.

Doch an dieser Stelle ist nicht zu verschweigen, dass auch der andere Spiegel, der des hellen Magiers, seinen Preis hatte.

Die Wirkung trat mit langsameren Schritten ein und auch sie verblasste, wenn man nicht ein regelmäßiges Ritual der Auffrischung vornahm.

Diese regelmäßige Auffrischung verlangte, von Zeit zu Zeit das Bild der jugendlichen Schönheit in neuer Klarheit zu denken und dieses Klar-Gedachte auf den Spiegel zu projizieren, der es dann als verjüngende Kraft auch dem äußeren Gesicht wieder einwebte.

Freilich: Die Gedanken durften dabei nicht entgleiten. Kein Bild der Überheblichkeit, der Verächtlichkeit oder selbstverliebter Eitelkeit durften durch dieses Gedankenbild huschen –

sonst zeichneten sich auch ihm die entsprechenden Spuren der Entstellung ein.

Ja, gab diesen Anteil einer eigenen Mühe.

Einer Mühe, die manchen als gering erscheinen mag – Doch ein gewisses Maß an Disziplin verlangte es schon.

Der Herrscher: *macht ein Zeichen, den Tanz zu beenden.*

Auch die Musik verstummt.

Ich habe den „fahrenden Sänger“ ausgeschickt, die Höhle der Magier, von der er berichtet hat, ausfindig zu machen.

Seit Wochen haben wir nichts mehr von ihm vernommen.

Ich wünsche eine Auskunft, wie weit er seinem Ziel näher kam – oder auch nicht.

Der Narr: *wieder mit einer Verbeugung Majestät* – es ist schwierig, den Kontakt mit ihm aufrecht zu erhalten.

Manchmal dringen unbestimmte Nachrichten zu uns durch – man hat ihn gesehen, dann ist er wieder vor aller Augen verschwunden und nicht mehr auffindbar.

Ihr wisst, Majestät, sein Weg führt durch raue, oft auch gefährliche Gegenden.

Wir haben einen Boten ausgeschickt, der allen Spuren folgen soll, die er irgendwo hinterlassen hat.

Sobald dieser Bote Neues erfährt und Gewissheit darüber hat, wird er Meldung davon machen.

Mehr können wir im Moment nicht tun, Majestät.

Die Szene versinkt langsam in Dunkel.

Die Tänzer entfernen sich.

Und mit ihnen auch alle anderen Personen.

Nur der „Herrscher“ verharrt, wie ein dunkler Schatten, weiter auf seinem Platz – in völliger Bewegungslosigkeit.

3. Szene

Ein fauchendes Geräusch bricht in die Stille ein.

Auf der rechten Seite wird es hell.

Der Sessel und alles sonstige Mobiliar sind ein Stück nach links fortgerückt.

Eine Videoprojektion zeigt eine raue Gebirgslandschaft mit spärlicher Vegetation.

Als Kulisse erhebt sich rechts eine Felswand von drei Meter Höhe.

Ein Felsen von etwas mehr als einem Meter steht ihr links gegenüber.

Es ist wie der schmale Durchgang in eine weitere Schlucht.

Man sieht Kordas. Mit gezogenem Schwert lauscht er in seine Umgebung hinein.

Er sitzt – eine lange Lanze in der Hand und sichtbar ermattet – auf einem kniehohen Stein.

Von diesen Steinen gibt es, mehr im Vordergrund, noch zwei weitere.

Kordas: Das ist das Tückische –

dass diese Drachen unsichtbar sind.

Aus allen Richtungen vernimmt man das fauchende Geräusch.

Kordas schlägt, den Geräuschen folgend, mit seinem Schwert durch die Luft – so kraftvoll wie doch auch vergeblich.

Noch verschonen sie uns mit ihrem Feueratem – noch können wir hoffen, dass sie uns nicht wirklich entdeckt haben.

Wieder schlägt er um sich mit seinem Schwert.

Vielleicht dass es unterschiedliche Wege zur Höhle der beiden Magier gibt. – Ich weiß einzig von diesem, der durch das Tal der unsichtbaren Drachen führt.

Über der Szene zuckt auf einmal grell ein Licht auf.

Es folgt der Schlag eines lauten Donners.

Urplötzlich ist ein Gewitter hereingebrochen.

Man hört das prasselnde Geräusch eines sich über der Gegend heftig ergießenden Regens und weitere laute Donnerschläge.

So plötzlich dieses Gewitter gekommen war, so plötzlich ist es auch wieder verstummt.

Auch keines der fauchenden Drachengeräusche ist mehr zu hören.

Er herrscht vollkommene Stille.

Kordas nimmt neben Ekon auf einem zweiten der kniehohen Felsen Platz.

Sie tauschen keinen Blick.

Beide sind ermattet.

Doch ein zunächst leises Vogelgezwitscher erwacht, das nach und nach heller und lauter wird.

Und ein seltsam flirrender, singender Wind kommt auf.

Die beiden Sitzenden atmen tief – eine klare, gereinigte Luft.

Da nähert sich von links eine Gestalt – die der Pilgerin, eine schon ältere Frau mit bereits etwas gebeugtem Gang doch noch mit schönen, würdevollen Gesichtszügen.

Kordas: *stößt Ekon sanft in die Seite* Erkennst du sie?

Ekon: Die Pilgerin?

Kordas: Sie hat mir die Handlinien gelesen, als wir sie trafen.

Ekon: Ich erinnere mich.

Sie nahm kein Geld dafür an.

Kordas: Sie sagte mir, dass mir vorbestimmt ist, ein Held zu sein.

Ich sagte ihr, ich sei nur ein fahrender Sänger. Doch sie bestand darauf.

Ekon: Ja. Sie sprach von den Drachenkämpfen, die du bestehen musst. Und vielen anderen Abenteuern.

Immer wieder sagtest du ihr, sie müsse sich täuschen.

Du seist kein Held.

Kordas: Ja, Und wenn sie es jetzt wiederholen sollte – ich werde es wieder sagen: Ich bin kein Held.

Die Pilgerin hat sie erreicht.

Sie setzt sich zu ihnen, auf den dritten Felsen. Sie schweigt zunächst eine längere Zeit.

Die Luft ist zunehmend von Vogelstimmen erfüllt.

Die Pilgerin: Auch ich habe einen solchen magischen Spiegel besessen.

Er ist mir zerbrochen.

Es war Leichtsinn.

Ich hatte mich wieder in diese Gegend der rauhen Berge verirrt.

Ich wollte noch einmal meine Kraft mit ihnen messen.

Irgendwo liegt er – mein Spiegel. In Hunderten von Splittern verstreut.

Keiner könnte ihn mehr zusammenfügen.

Und einen zweiten zu erlangen, wäre eine Gnade, die niemand einfordern kann.

Sie sitzt mit gesenktem Blick.

Schon diesen einen ersten zu gewinnen – ihn fast mühelos und unerwartet zu gewinnen, wie es mir gelang – ist ein Geschenk und eine Gnade und deutet auf einen Verdienst in der Vergangenheit, den man möglicher Weise selbst längst vergessen hat und der doch lebendig eingepreßt blieb in der Zeit.

Ich sehe, ihr seid müde.

Dies ist das Tal der unsichtbaren Drachen, die doch gefährlich ihren Feueratem ausstoßen und den Ungeschützten böse verletzen können.

Ihr hört, sie sind alle verstummt.

Nehmt es als Zeichen, dass man euch einen Augenblick der Erholung und Ruhe gibt.

Nehmt es als Zeichen, dass ihr von wachsamen Augen begleitet seid.

Ich bin die Pilgerin. So jedenfalls nennen mich die Leute, die mich kennen.

Eine Pilgerin, so meinen die Leute, kennt ihr genaues Ziel.

Sie sucht einen Ort, zu dem sie pilgert.

Ich bin eine Pilgerin immer neuer Orte.

Habe ich ein Ziel erreicht, so weiß ich, es war einzig eine Station meiner Reise, die noch viele Ziele hat und viele weitere Orte suchen wird.

Manche Orte sind voller Überraschung und Zauber, andere sind voller Schrecken.

Doch auch die Orte des Zaubers halten mich nicht fest.

Sie schweigt wieder eine Zeit.

Alles, was sie im Folgenden redet, ist weiter begleitet von hellen zwitschernden Vogelstimmen.

Spreche ich von Orten des Zaubers, so unterscheide ich doch: Es gibt die Orte des kleinen Zaubers – wie es dagegen die raren Orte des großen Zaubers gibt.

Einige, wenige des großen Zaubers habe ich kennen gelernt. Jedes Verweilen dort ist ein großes Glück. Doch versinkt man dort schließlich in einen seligen Schlaf, so haben sie sich, sobald man erwacht, meist wieder entzogen.

Wollt ihr etwas von den Orten meiner Wanderschaft hören?

Hinter einer Felswand tauchen die Gesichter des Kobolds und der Koboldin auf. (Es sind die gleichen Masken, wie sie das tanzende Kobold-Paar hatte.)

Zweimal erscheinen sie, während die Pilgerin weiter redet, kurz nach einander und sind dann wieder verschwunden.

Unvergessen geblieben ist mir das „Gläserne Meer“.

Es ist wie ein Wesen – ein Wesen gigantischer Ausmaße – das atmet und mit jedem Ausatmen wirft es gläserne oder kristallene Wogen ans Ufer.

Gläsern oder kristallen – ich kann es nicht sagen, es ist beides zugleich.

Manche dieser Wogen sind ganz und gar durchscheinend. In anderen bricht sich das Licht.

Nähert man sich diesem Meer, so leuchtet es in einem tiefen magischen Blau.

Doch das ist nur der Spiegel des blauen Himmels darüber.

Je näher man kommt, desto mehr sieht man es auffunkeln in einer Fülle von Farben, wie man sie noch niemals gesehen hat.

Es ist so rein, dass niemand wagen würde, seinen Fuß hineinzusetzen oder auch nur seine Hände hinein zu tauchen.

Man wagt es nicht. Man spürt diese unaussprechliche Majestät.

Zweimal habe ich es bei meinen Wanderungen sehen dürfen. Beide Male hatte ich zuvor einen gläsernen Wald durchquert. Tritt man in diesen Wald ein, so ist man dem gläsernen Meer schon ganz nahe. Und vor dem gläsernen Wald liegen die gläsernen Gärten.

Ich konnte bei diesen gläsernen Gärten niemanden entdecken, der sie begärtnert und pflegt. Sie wachsen still vor sich hin und vibrieren zugleich von einer urwüchsigen unbeschreiblichen Vitalität. Sie haben gläserne Blumen mit gläsernen Blüten, sie haben gläserne Früchte, doch ich kann nicht sagen, ob man sie essen kann. - Niemand bricht eine Frucht ab, wenn er einen solchen Garten betritt.

Und fast hätte ich jetzt vergessen, von der Vielzahl wunderbarer Düfte zu sprechen. Freilich, sie sind fein – so fein, dass man sie erst mit tiefen, tastenden, weit ausholenden Atemzügen entdecken muss.

Ich habe noch wenig über den gläsernen Wald mit seinen gläsernen Bäumen gesagt.

Auch hier bricht sich in unzähligen Farben das Licht. Und es scheint so, als hätten die Bäume ein eigenes inneres Leuchten.

Und manchmal atmet ein sanfter und zugleich doch kraftvoller Wind hinein und bringt alle gläsernen Blätter zum Zittern, zum sanften Klirren und Klingen.

Kordas und Ekon sitzen mit geschlossenen Augen. - Lauschen sie noch? schlafen sie schon?

Ich sehe, ihr seid müde.

Treffen wir uns erneut, werde ich euch von anderen Orten der Schönheit berichten.

Man möchte schauen und schauen – und dieses Glück für immer festhalten.

Und weiß doch, dass es nicht möglich ist.

Wo soeben die Koblode erschienen waren, steigen jetzt Seifenblasen auf – zunächst nur wenige, dann folgt ein kräftiger Strudel, die ganze Luft über den Sitzenden ist davon erfüllt.

Immer verschließen diese Orte sich wieder. Man ist selig eingeschlafen – und man erwacht in einer rauen Wirklichkeit greller Farben und kalten Winds, schriller Geräusche und verworrener Stimmen.

Die beiden Koblode erscheinen erneut.

Sie wagen sich ein Stück weiter in Richtung der auf den Felsen Sitzenden.

Kordas streckt plötzlich den Kopf in die Höhe.

Offenbar ist er wach.

Die Pilgerin erhebt sich wieder.

Doch was ich euch beiden noch sagen will:

Es gibt Koblode hier.

Habt acht darauf.

Meist sind sie harmlos.

Doch keineswegs immer.

Sie entfernt sich einen Schritt; kehrt wieder zurück.

Vor allem doch: Verschlaf nicht den Moment – den Moment, in dem sie plötzlich und unerwartet auftauchen könnte.

Es wird euch wie ein Zauberpfeil berühren.

Auch Ekon hat die Augen wieder aufgeschlagen.

Kordas: Wer?

Pilgerin: Sollte man euch ausgerechnet von ihr nichts erzählt haben?

Dann bedeutet es ebenfalls etwas.

Dann wird sie sich euch erst in einem Moment
höchster Gefahr zeigen.

*Ein leichter Wind kommt auf – erfüllt von ei-
nem fernen Gesang.*

Doch nach kurzer Zeit verstummt er wieder.

*Die Pilgerin verharrt weiter auf ihrem Platz,
mit gesenktem Blick.*

Ich verstehe den Herrscher.

Ich verstehe, dass er einen Helden ausschickt,
der ihm hilft, den magischen Spiegel zu erlan-
gen. Den Spiegel des hellen Magiers.

Es ist nie gewiss, ob es der helle Magier ist, auf
den man trifft.

Immer kann es auch der andere dunkle sein.

Ich verstehe das Verlangen des Herrschers.

Seine Sehnsucht.

Lange war es auch meine. Bis ich sie endlich
zum Schweigen brachte.

Bleibende Jugend und Schönheit...

Wer Jugend und Schönheit besitzt, der weiß oft
nichts von ihrer Kostbarkeit und Vergänglich-
keit.

Er kennt noch nicht den Schmerz des Verlusts.

Ja, es schmerzt, diesen Verlust zu spüren.

Doch man kann lernen, ihn schließlich zum
Schweigen zu bringen.

Sie entfernt sich diesmal einige Schritte.

*Die beiden sitzen wieder mit geschlossenen Au-
gen.*

Ich setze meine Wanderschaft fort.

Ihr beiden – lauscht ihr noch oder schlaft ihr
schon?

Wenn ihr mich noch hören könnt:

Ich muss euch sagen – die Drachen können jederzeit wieder erwachen.

Sie betrachten dieses Tal als ihren natürlichen Lebensraum. Wer hier eindringen will, der muss mit ihrer Gegnerschaft rechnen.

Sie entfernt sich einen weiteren Schritt, wendet sich dann doch noch einmal um.

Ich gehe – und ich sage: Auf Wiedersehen.

Denn ein Wiedersehen gibt es gewiss.

Sie verschwindet nach links.

Wieder quellen Strudel von Seifenblasen hinter dem Felsen hervor.

Kordas und Ekon schlafen inzwischen tief und fest.

Die beiden Kobolde erscheinen nun ganz.

Sie ziehen dem schlafenden Kordas das Schwert aus dem Gürtel und beginnen ein Wurfspiel damit.

Dann bemächtigen sie sich Ekons Hut und setzen ihr Wurfspiel damit fort.

Schließlich greifen sie Ekons Lanze, rammen sie in den Boden und setzen den Hut darauf.

Was sie auch tun: Sie sind bester Laune.

Sie machen sich daran, den beiden Schlafenden die Schuhe auszuziehen.

Und auch mit diesen Schuhen beginnen sie kurz darauf ein Fangspiel.

Plötzlich ein klingelndes Geräusch.

Ekon schreckt in die Höhe.

*Die Kobolde, weiter die Schuhe in den Händen,
verschwinden wieder hinter der Felswand.*

Ekon greift sich an den Kopf – sein Hut fehlt.

*Er sieht, dass an seinen Füßen die Schuhe fehlen,
er springt auf, er sieht die Lanze mit dem
aufgesteckten Hut.*

Er versucht, Kordas wachzurütteln.

*Das gelingt ihm nur mit Mühe – mehrmals
wendet dieser sich schlafend wieder zur Seite.*

Dann hat auch Kordas begriffen:

*Seine Schuhe sind fort, sein Schwert ist aus
dem Gürtel verschwunden.*

*Er springt auf. Hinter einem anderen Felsen
findet er schließlich sein Schwert.*

*Ekon ergreift seine Lanze und bemächtigt sich
wieder seines Huts.*

*Beide, Kordas und Ekon, stehen in lauernder
Anspannung und blicken im Kreis.*

Sie sind beraubt worden.

Steht ihnen ein Kampf bevor?

*Plötzlich fällt vor ihnen polternd ein Schuh auf
den Boden.*

Es folgt ein zweiter, ein dritter, ein vierter.

Sie sammeln die Schuhe ein.

Sie ziehen sie sich wieder über die Füße.

*Kordas, weiter in lauernder Anspannung, das
Schwert gezückt, beginnt seine Suche hinter der
Felswand.*

Wieder ertönt ein Klingeln.

Ekon zieht ein Handy aus seiner Tasche.

Er lauscht eine kurze Zeit.

Doch niemand meldet sich.

*Kordas erscheint wieder vor der Felsenwand.
Seine Suche war erfolglos.*

Kordas: Nichts. Niemand.

Ekon: Man warnte uns, dass es in dieser Gegend auch
Kobolde gibt.

Kordas: Kobolde? – Du glaubst daran?

Ekon: Warum keine Kobolde – wenn es doch Dra-
chen gibt.

Kordas: *nimmt wieder auf seinem Felsen Platz.* Hätte
ich nur einen von denen zu fassen gekriegt –
ich hätte ihn mein Schwert spüren lassen.

Ekon: Und ich meine Lanze.

Ich glaube der Pilgerin, wenn sie sagt, dass es
hier Kobolde gibt.

Kobolde, Drachen - und Helden.

Kordas: Helden?

Ekon: Hör auf, dich weiter darum zu drücken.

Die Pilgerin hat es dir gesagt.

Es ist deine Rolle.

Mir muss es niemand sagen.

Er schlägt sich leicht auf die Brust.

Ich bin der Diener eines Helden.

Und damit selbst ein Held.

Er klopft sich wieder auf die Brust.

Einmal Held – immer Held.

Sein Handy klingelt erneut.

Er nimmt es ans Ohr. Ranka -?

Ich sagte dir doch, du solltest nicht anrufen.

Er lauscht.

Ja, dort befinden wir uns eben - in der Schlucht
der unsichtbaren Drachen.

Er lauscht.

Nein, keiner wurde gefressen.
 Alles ist friedlich hier.
 Allerdings: Es gibt Räuber.
 Sie haben uns beiden die Schuhe geklaut.
 Und mir meinen Leder-Hut.

Er lauscht.

Nein – alles ist wieder da.
 Trotzdem, wir suchen diese Kerle.

Er lauscht.

Wann ich endlich zurückkomme?
 Keine Ahnung. Zwei Wochen vielleicht.
 Doch es kann auch zwei Jahre dauern.

Er lauscht.

Ob ich dich immer noch liebe?
 Ranka – ich muss jetzt Schluss machen.
 Natürlich bist du immer in meinen Träumen.

Er lauscht.

Ich sagte doch: Alles ist friedlich hier.
 Kein Drachenschnauben. Nichts.

Er schaltet das Handy aus und steckt es wieder zurück.

Da vernimmt man es wieder – genau in diesem Moment: das Schnauben eines Drachen.

Und es scheint, ein zweites Drachenschnauben mischt sich ein – schließlich ein drittes.

Er lauscht, durchaus mit Respekt und nicht ohne Schrecken.

Du hörst es?

Kordas nickt, sofort kampfbereit, mit gezücktem Schwert um sich lauernd.

Erneutes Schnauben, bedrohlich nah.

Die Szene versinkt in Dunkel.

4. Szene

Der Puppenspieler erscheint wieder – auf der linken Seite steht er plötzlich im Licht.

Er hat den blauen Königsmantel abgelegt.

Auch die Krone trägt er nicht mehr.

Doch noch immer klebt an seinen Backen der Königsbart.

Der Puppenspieler: *holt einen Zettel aus seiner Tasche, er setzt wieder die Brille auf.*

Er wendet sich im Folgenden an das Publikum.

Was haben wir hier?

Ah - mein Einkaufszettel.

Machen Sie es wie ich:

Wenn Sie jetzt in die Pause gehen, tun Sie Ihrem Bauch etwas Gutes an.

Stopfen Sie alles hinein, was er mag.

Die Natur hat uns mit einer Zunge und einem Gaumen beschenkt, die mit tausenden von Geschmacksknospen übersät sind.

Sie muss einen Grund gehabt haben, warum sie das tat.

Er bemerkt seinen Backenbart und reißt ihn ab.

Er geht. Er kehrt noch einmal um.

Jetzt hätte ich dieses eine doch fast vergessen.

Schlachtvieh aus riesigen Schweine-Silos habe ich seit längerem von meiner Liste gestrichen.

Ich merkte, ich liebte die Tiere zu sehr.

Vor allem: Hätte ich sie selbst schlachten müssen – es wäre mir völlig unmöglich gewesen.

Im Hintergrund wieder leise Jahrmarktmusik.

Als noch junger Mann las ich ein gutes Buch über einen Indianerstamm in den südamerikanischen Wäldern. Diese Männer und Frauen hielten nach der Jagd ein kleines Ritual ab, mit dem sie sich bei der Tierseele bedankten, dass sie ihnen ein Stück Fleisch schenkte zur Erhaltung ihres eigenen Lebens.

Das Buch beeindruckte mich.

In der Summe sagte es: Es tut uns gut, eine gewisse Ehrfurcht gegenüber allem Lebendigen zu bewahren.

Ich dachte gelegentlich darüber nach, mir selbst ein solches Ritual einzuüben.

Dazu kam es nie.

Doch diese kleine Sache mit der Dankbarkeit und mit der Ehrfurcht fand ich nicht schlecht.

Er geht wieder. Kehrt nochmals um.

Und noch manches andere habe ich von meiner Einkaufsliste gestrichen.

Er blickt wieder auf seinen Zettel.

Hier lese ich: Schwarzwälder Kirschtorte.

Sagte ich gerade: gestrichen?

Es gibt einen kleinen Zusatzvermerk:

Er lautet: einmal im Jahr.

Also - wenn Sie in diesem Jahr noch keine Schwarzwälder Kirschtorte gegessen haben, dann holen Sie es jederzeit nach.

Natürlich ist so ein Tortenstück lecker.

Fast so lecker wie ein frisch getoastetes, mit Schmelzkäse überbackenes Roggenbrot.

Er geht.

Dunkelheit. Jahrmarktsmusik.

Dritter Akt

1. Szene

Man hört erneut einen Quartett-Satz von Haydn – diesmal den langsamen Satz des dritten Quartetts aus den sechs Quartetten op.76.

Der Puppenspieler liegt wieder schlafend auf dem Sofa.

Erneut tritt die junge schwarzhaarige Frau ins Zimmer.

Wieder hat sie einen Schlüsselbund in der Hand.

Sie tippt dem Puppenspieler leicht an die Schulter.

Der hebt kurz den Kopf – dieser aber fällt sogleich wieder zurück.

Sie tippt ihn ein zweites Mal an.

Der Puppenspieler richtet sich sitzend auf.

Die junge Frau: Wieder sah ich an der Haustür Ihren Schlüsselbund hängen.

Es tut mir leid, Sie erneut zu wecken.

Hier ist er.

Der Puppenspieler: *nimmt den Schlüsselbund*

Sie müssen mich für dement halten, dass mir dies zweimal hintereinander passiert.

Die junge Frau: Ich will Sie auch diesmal in Ihrem Schlaf nicht stören.

Wenn ich sofort wieder gehen soll, dann sagen Sie es.

Sie wartet.

Der Puppenspieler reagiert nicht, seine Blicke kreisen über den Boden.

Sie sind Puppenspieler.

Was ich Ihnen noch sagen will: Ich kenne Sie schon seit meinen Kinderjahren.

Immer im September kamen Sie in unsere Stadt.

Ich war fünf, als mich meine Mutter zum ersten Mal zu einem Puppenspiel von Ihnen mitnahm.

Immer wenn Sie in unsere Stadt kamen, brachten Sie auch ein neues Puppenspiel mit.

Doch ich wäre auch gekommen, wenn Sie noch einmal das Gleiche gespielt hätten.

Auch zwei Freundinnen kamen jedes Mal mit mir mit.

Alle waren wir begeistert von Ihrem Puppenspiel.

Manchmal träumte ich Ihre Stücke weiter in der anschließenden Nacht.

Ich dachte häufig darüber nach, wie Sie so viele Puppen gleichzeitig auf der Bühne bewegen konnten.

Als ich zwölf war, zogen meine Eltern mit mir in eine andere Stadt.

Ich hoffte, Sie würden auch dorthin kommen.

Ich war traurig, als das Jahr verstrich und Sie in der Stadt nicht auftauchten.

Nie tauchten Sie dort auf, wo ich als junges Mädchen nun wohnte.

Ich habe Sie nie vergessen.

Ein kurzes Schweigen.

Der Puppenspieler: Diesmal müssen Sie meine Küche nicht aufräumen.

Sie ist noch so aufgeräumt, wie Sie sie wieder verlassen haben.

Und ein bisschen genierte es mich. Ich hatte jahrelang die Fenstergardinen nicht gewechselt.

Die junge Frau: Sagen Sie es mir, wenn ich die Vorhänge waschen und auswechseln soll.

Der Puppenspieler: *lächelt flüchtig.* Danke, nein.

Abwinkend Außer mir sieht niemand diese Gardinen...

Die junge Frau: Es war nur ein freundliches Angebot.

– Beim letzten Mal habe ich es nicht mehr geschafft, den Küchenboden zu scheuern.

Erneut ein Angebot, ihm mit der Küche zu helfen?

Der Puppenspieler kann es nicht einordnen.

Wieder ein kurzes Schweigen.

Wenn ich Sie das eine noch fragen darf: Wann spielen Sie demnächst wieder? und wo?

Der Puppenspieler: *senkt den Blick;*

schließlich schüttelt er den Kopf.

Es ist ausgespielt...

Es gibt kein Puppenspiel mehr.

Ich habe alle Puppen in den Ruhestand geschickt.

Die junge Frau: Das haben Sie - wirklich?

Sie schüttelt ungläubig den Kopf.

Und denken Sie auch an die vielen Kinder dabei, die nun nicht mehr staunend und verzauert auf Ihre Puppenbühne blicken werden?

Der Puppenspieler: Wenn Sie es so fragen -:

Ob es mich schmerzt, das Puppenspiel für immer aufzugeben?

Ja, es schmerzt.

Die junge Frau: Und es ist unabänderlich?

Der Puppenspieler: Unabänderlich.

Das Alter.

Die Ermüdung.

Ich spüre es inzwischen zu oft.

Einmal muss Schluss sein.

Die junge Frau: Wirklich Ihr Alter?

Niemand sieht es Ihnen an, dass Sie alt sind.

Nach einem nochmals musternden Blick.

Ein bisschen. Ein bisschen sieht man es, dass Sie alt sind.

Doch nicht so wirklich.

Sie haben diese lebendigen Augen.

Der Puppenspieler: *lächelt flüchtig* Die habe ich?

Erneut ein Schweigen.

Also: noch einmal danke, dass Sie mir erneut meinen Schlüsselbund brachten.

Die junge Frau: *nickt.*

Gut. Dann gehe ich jetzt.

Sie geht nicht.

Der Puppenspieler: Und danke auch für das, was Sie vorhin sagten: dass Sie schon als kleines Mädchen vor meiner Puppenbühne saßen und mein Spiel Ihnen Freude machte.

Ich habe es gelegentlich überraschend auch von anderen gesagt bekommen.

Schön, dass Sie mich und mein Spiel nicht vergessen haben.

Die junge Frau: Wie sollte ich es einfach vergessen?

Ein Schweigen.

Also, ich gehe jetzt. Sie wartet.

Doch der Puppenspieler blickt nicht mehr auf.

Sie verschwindet nach rechts.

Die Musik wechselt.

*Man hört im Hintergrund den langsamen Satz
des eingangs genannten Oboen-Konzerts von
Marcello.*

Der Puppenspieler sitzt weiter auf dem Sofa,

Er lauscht eine Zeit lang der Musik.

Puppenspieler: Ich saß auf dem Marktplatz. Ich sah die Leute vorüberströmen und ich sah, wie sie heimlich lachten.

Sie wussten es nicht, dass sie lachten.

Ich aber konnte es sehen für diesen Moment.

Ich sah sie in all ihren Verkleidungen, ihren Zauberkostümen, mit denen sie sich in ihren selbstgeschaffenen Rollen präsentierten – während sie doch nicht mehr wussten, dass alles nur eine Bühne war, auf der sie spielten.

Über ihren Kostümen lachte ein anderes Ich.

Und dieses andere lachende Ich winkte den anderen Ichs lachend zu – selbst wenn die Rollenspieler und verzauberten Kostümträger ihre Kämpfe austrugen; nicht selten harte und verbissene, manchmal auch finstere, schon im Beginn verlorene Kämpfe.

Wenn sie so kämpften, dann kämpften sie zugleich mit sich selbst: mit ihrer eigenen Ohnmacht, den vielen Gestalten ihrer eigenen Angst, ihren Verblendungen, ihrer verbissenen

Wut, ihrem Ehrgeiz und ihrem Neid, der Vielzahl ihrer inneren Gebrechen.

Ich sah sie in all diesen Zauberkostümen. Und manchmal ergriff sie dunkel eine Ahnung, dass eine sie innen ergreifende Hand sie führte und ihren Spielen, Auftritten, Abtritten eine eigene Richtung, Sinn und Bedeutung gab – anders als ihre selbstgefassten Pläne es wollten.

Und doch: Es geschah. Und es folgte einer geheimen Regie.

Er lauscht der Musik.

Sein Blick kreist über den Boden.

Jahrelang zogen mich die Mystiker in ihren Bann.

Und immer wieder las ich, wenn auch in vielen Variationen, dass sie im Moment ihrer größten Erleuchtungsnähe spürten, dass es nur e i n Bewusstsein gab, das sich in immer neuen Formen, Gestalten und Rollen erprobte.

Viele unzählige Bewusstseinsfunken hatten sich aus dem e i n e n Bewusstsein gelöst und ihre kosmische Reise begonnen.

In den kalten grenzenlosen Raum geworfen spürten sie oft ein Frieren, wie doch zugleich die Neugier auf immer neue Bewusstseinsabenteuer sie antrieb.

Sie wechselten Rolle um Rolle, Maske um Maske. Und jedes Rätsel, das sie scheinbar gelöst hatten, öffnete die Tür zu einem neuen. Und immer wenn sie glaubten, ihre wahre Gestalt zu erkennen, war doch auch diese wieder nur eine Rolle im großen Bewusstseinspiel.

Gab es ein Ziel dieser kosmischen Reise?

Die Mystiker sagten, was sie meinten, erkannt zu haben.

Und ich, der es las oder hörte, blieb der Unwissende, Blinde und las und hörte es doch mit Faszination.

Sie sagten: Der flackernde Funke des Beginns wurde zu einer eigenen neuen Bewusstseinsperle in diesem kosmischen Spiel. Und jede Bewusstseinsperle fügte dem großen Bewusstsein, das e i n e s war, etwas Neues hinzu, etwas von neuer und großer Kostbarkeit.

Entsprach es der Wahrheit?

Es berührte mich.

Es warf, wenn ich es spüren konnte, ein Licht in die alltägliche enge Maulwurfsexistenz, die ich führte –

wie wir alle sie führen...

Doch immer wieder verlor es sich.

Es war nie festzuhalten, niemals auf Dauer.

Er streckt sich erneut lang auf das Sofa aus.

Lauscht der Musik.

Plötzlich richtet er sich wieder auf.

Da war dieses Datum – der Monat, der Tag.

Und noch etwas, das ich vergessen hatte:

Es wurde mir ein Geschenk gezeigt.

Ein Geschenk, das ich in Wahrheit schon längst besaß und doch ignoriert hatte.

Oder es als ein Geschenk doch nie würdigen konnte.

Was war es – dieses Geschenk?

Langsam wachsende Dunkelheit.

2. Szene

Die Musik hat wieder gewechselt.

Man hört erneut den leitmotivischen langsamen Satz des eingangs genannten Quartetts.

Der Puppenspieler liegt wie zuvor auf seinem Sofa ausgestreckt.

Der Narr erscheint, zunächst nur in einem Lichtkegel.

Der Narr: *tippt den Puppenspieler sanft an die Schulter* Ich bin es wieder.

Der Puppenspieler richtet sich sitzend auf.

Unser Schauspiel – es ist noch nicht zu Ende gespielt.

Und ohne dieses Ende wirst du nicht wissen, warum wir es gespielt und jemals begonnen haben.

Der Lichtkegel erweitert sich.

Es werden nun auch die beiden weiblichen Bediensteten wieder sichtbar.

Wie beim letzten Mal haben sie die Tablettts mit den Utensilien für die Morgentoilette bei sich.

Der Narr hakt sich beim Puppenspieler ein und führt ihn wieder zu seinem thronartigen Sessel.

Die beiden Bediensteten beginnen ihre Arbeit, indem sie dem Puppenspieler das Haar kämmen und erneut Backenhaare an seinem Kinn befestigen.

Der Lichtkegel erweitert sich nochmals.

Man sieht: Auch die vier Tanzpaare stehen schon bereit – noch im Hintergrund, doch sie

bewegen sich bereits langsam nach vorn.

Die Musik wechselt abrupt zum dritten Quartett-Satz und die vier Paare bewegen sich wieder in Walzerschritten.

Sie tun es, bis der Puppenspieler sich erneut in die bekannte Gestalt des „Herrschers“ verwandelt hat.

Der Narr macht ein Zeichen anzuhalten.

Die Tänzer stehen still, die Musik verstummt.

Die zwei Bediensteten ziehen sich zurück.

Der Narr tritt vor den „Herrscher“, wieder mit einer devoten Verneigung.

Er hat eine Papierrolle bei sich, die er dem „Herrscher“ überreicht.

Der Narr: Es gibt Neuigkeiten, Majestät.

Die zwei Nachbarstaaten, in denen wir eine potentielle Gefahr sahen, sind unerwartet plötzlich selbst übereinander hergefallen.

Ein Geschenk des Himmels – sie metzeln sich blutig nieder.

Danken wir Gott, dass sie es nun selbst tun und uns der Krieg mit ihnen und somit auch das Niedermetzeln erspart bleibt.

Der Herrscher: Jeder Krieg bringt nichts als Not und Leiden hervor.

Ich werde keinen Krieg mehr befehlen.

Der Narr: Allen ist bekannt, Majestät, dass Ihr in tiefster Seele den Frieden liebt.

Doch seht das gesamte Bild und bedenkt:

Es gibt immer auch jene, die Euch eben dafür lieben, dass sie mit Euch kämpfen und Euch bekriegen können.

Es ist ihre Chance, sich als siegreich und stark zu beweisen.

Wenn Ihr ihnen keinen Anlass mehr gebt, Euch als Feind zu sehen, macht Ihr es ihnen schwer.

Sie müssen sich dann selbst das Feindbild erschaffen, das Ihr ihnen verweigert.

Und bekannter Maßen werden sie es tun.

Sie brauchen es. Denn es schweißt ihre Gemeinschaft von Kämpfern und Glaubensbrüdern zusammen.

Je mehr Ihr Güte zeigt und Euer Handeln dem selbstgeschaffenen Feindbild widerspricht, desto mehr werden sie Euch hassen.

Indem Ihr diese Gestalt ihres Hasses seid, helft Ihr ihnen, eine heldenhafte Verbundenheit untereinander zu fühlen. Wenn das Bild ihres Hasses zerfällt, zerfällt auch das Band ihrer leidenschaftlich gefühlten Kampf-Bruderschaft.

Vor allem: Behaltet jene im Auge, die um ihr Erwählt-Sein vor Gott wissen.

Sie schöpfen übermenschliche Kräfte daraus.

Und wann immer sie eine schmerzhaftige Niederlage erleiden, betrachten sie es als eine Prüfung und ihr Leiden erhöht sie in den Augen des prüfenden Gottes.

Der Herrscher: Damit sagst du: Dieses Spiel von Feindseligkeit und Hass kann nie enden.

Es ist sinnlos, auf einen Sieg der Vernunft zu hoffen.

Der Narr: Nun ja – um wieder von Euch zu sprechen, Majestät: Keineswegs rate ich Euch zum Hass. Hassen ist anstrengend.

Es bedeutet verschwendete Energie.

Doch bleibt der Herrscher, der es kühl betrachtet und allen zeigt, dass Ihr wehrhaft seid.

Verweigert Ihr die Wehrhaftigkeit, so wird man über euch lächeln und spotten – im besseren Fall. Im anderen Fall, dem schlechteren, wird man über Euer Land herfallen und es als eine leichte Beute betrachten.

Dies ist, Majestät, was man Staatskunst nennt.

Er lässt sich die Papierrolle zurückreichen.

Etwas anderes:

Der Bote hat sich angekündigt - Ihr wisst: den Ihr auf Spurensuche ausgeschickt habt.

In etwa einer halben Stunde können wir ihn erwarten.

Ich denke, wir sollten uns die Wartezeit wieder mit unseren Tänzern verkürzen.

Er klatscht in die Hände.

Die Musik beginnt zu spielen, die vier Tänzer-Paare setzen ihren Walzertanz fort.

Plötzlich ein Stocken.

Man hört Trommelgeräusche, zunächst fern, dann mehr und mehr anschwellend.

Dem einen der Tänzer rutscht die weiße Maske vom Gesicht.

Man blickt in das schon bekannte Wildkatzen-gesicht.

Seine Tanzpartnerin zieht daraufhin selbst ihre Maske fort, auch bei ihr erscheint das Gesicht einer Wildkatze.

Das zweite Tänzer-Paar entledigt sich seiner weißen Masken.

Bei beiden Tänzern erscheinen die Gesichter von Echsen.

Als sich das dritter Tänzer-Paar seiner weißen Maske entledigt, blickt man auf die Gesichter zweier Dämonen – beide von abstoßender Hässlichkeit und von finsterner Ausstrahlung.

Nur das vierte Tänzer-Paar behält seine weiße Maske auf.

In das dumpfe Trommeln hat sich ein harter Taktschlag gemischt wie das Geräusch von zerspringendem Glas und klirrendem Metall.

Ein gespenstischer Tanz von Wildkatzen, Echsen und Dämonen setzt ein.

Das Paar der „Dämonen“ löst sich aus der Gruppe der anderen Tanzenden.

Es macht direkt vor dem „Herrscher“ halt.

Der Dämon: Man hat euch betrogen.

Die Wahrheit sind wir – die Dämonen.

Die Dämonin: Wer hält es, über Äonen hinweg, aus in der Langeweile eines ewigen Paradieses?

Der Dämon: Wenn du nach einem Gott fragst –

Dieser Gott sind wir.

Die Dämonin: Und als dieser Gott sagen wir dir:

Wir sind unseres äonenlangen Paradies-Spiels überdrüssig geworden.

Der Dämon: Manchmal lassen wir es für eine kurze Zeit wieder aufleben. Etwa in den rauschhaften Klängen einer euch betörenden Musik.

Die Dämonin: Und gelegentlich versetzt es euch noch einmal in eine demütige Gläubigkeit.

Es folgt ein leises infernalisches Lachen.

Die beiden Gestalten reihen sich wieder in den Tanz der anderen ein.

Plötzlich das Geräusch einer mehrfachen Detonation.

Das Paar der beiden Dämonen-Tänzer macht erneut vor dem Herrscher halt.

Der Dämon: Wir sind es, die der Welt die blutvollen, grellen, lebendigen Farben geben.

Die Dämonin: Wir sind es, die dem blassen Einerlei eines ewigen Paradieses das Farbenspiel unserer Höllenfeuer hinzufügten.

Der Dämon: Der allwissende, allliebende Gott, wie manche von euch ihn nennen, fand Gefallen an unserem Spiel.

Die Dämonin: Schickt ihm keine Gebete mehr. Er wird sie nicht hören.

Das infernalische Gelächter nimmt an Lautstärke zu.

Plötzlich gerät das Dämonen-Paar mit dem Echsen-Paar in Streit.

Sie stechen mit blinkenden Messern aufeinander ein.

Doch offenbar hinterlässt es keine Wirkung.

Der spukhafte Tanz setzt sich fort.

Weiterhin ein dumpfes, dröhnendes Trommeln, ein metallisches Taktschlagen, Geräusche von zersplitterndem Glas.

Und erneut eine Detonation.

Eine der weiblichen Schlossbediensteten erscheint, in sichtbarer Aufregung.

Sie flüstert dem Narren etwas ins Ohr.

Der Narr: *tritt kurz darauf zum Sessel des „Herrschers“: Majestät – es gab ein Missgeschick bei den Wartungsarbeiten im Waffenkeller. Zwei Pulverfässer haben sich entzündet und waren Anlass mehrerer Detonationen. Es ist nur Lärm. Lasst Euch nicht in Unruhe versetzen. Die Garde der Wachen kümmert sich. Es ist alles unter Kontrolle. Die zweite Schlossbedienstete erscheint. Sie bewegt sich zum Sessel des „Herrschers“ und überreicht ihm ein gefaltetes Papier.*

Der Herrscher: *liest es, dann erhebt er sich.*

Ich höre eben: Mein Bote ist da.

Zum Narren Sag deinen Tänzern, sie sollen den Tanz beenden.

Er bereitet mir Verdruss.

Er ermüdet mich. Er widert mich an.

Der Narr: *zieht unerwartet eine Peitsche unter seinem Narrenkostüm hervor und knallt damit durch die Luft.*

Die Tänzer-Paare erstarren fast augenblicklich in absoluter Bewegungslosigkeit – während die den Tanz begleitenden Geräusche allmählich verebben.

Ein zweiter Peitschenschlag.

Die Gruppe der Tänzer zieht sich in den Hintergrund zurück.

Wieder bleibt nur ein Lichtkegel, direkt über dem Sessel des „Herrschers“.

Ein Moment atemloser Stille.

3. Szene

Der Bote trifft ein, ein junger Mann in einfacher Reisekleidung.

Er scheint etwas atemlos.

Er nimmt vor dem Herrscher eine kniende Haltung ein.

Der Bote: Die Spur, Majestät, führt ins Tal der unsichtbaren Drachen.

Nach vielen schon bestandenen Abenteuern kämpfen sie jetzt dort einen aussichtslosen Kampf.

Und es ist Schlimmes zu berichten.

Kordas, der Held, wurde schwer von den Flammen eines Drachenrachs getroffen.

Er windet sich mit schrecklich verbranntem und entstelltem Gesicht unter unsäglichen Schmerzen am Boden.

Er kann nicht schlafen. Er kann nicht wachen.

Noch gibt es einen Schimmer von Hoffnung, Majestät, doch er ist schwach.

Sie dürfen nicht rasten – und müssten es doch, um wieder Kraft zu schöpfen für den weiteren Weg.

Solange das Tal sie gefangen hält, werden die Drachen sie weiter verfolgen.

Sie haben ihre Kraft überschätzt. Keiner kann sagen, ob sie das Ende des Tals erreichen.

Das Licht des Lichtkegels erlischt.

Licht auf der rechten Seite der Bühne.

Man blickt wieder in das „Tal der unsichtbaren Drachen“. Doch es ist nicht der Ort mit der seitlichen Felsenwand.

Man sieht Kordas, der sich unter Schmerzen am Boden windet, mit nach unten gekehrtem Gesicht.

Plötzlich ertönt von fern eine weibliche Gesangsstimme, ein Singen ohne Worte.

Das Singen kommt näher. Es ist ein klarer heller Sopran, fast ohne jedes Vibrato.

Kordas und Ekon blicken suchend umher.

Doch sie können niemanden erkennen.

Die Stimme kommt stetig näher.

Plötzlich spricht sie – mit einem wunderbar weichen leicht nachhallenden Klang.

Die Stimme: Kordas –

Folge mit deinem Diener der Quelle.

Du wirst sie rauschen hören, wenige Schritte von hier.

Kordas hat sich sitzend aufgerichtet.

Man sieht nun sein schwer gezeichnetes, mit Brandwunden übersätes Gesicht.

Folge der Quelle den Berg hinauf, bis sie endet.

Sie führt dich zu einem kristallklaren Bergsee.

Dort verweile drei Tage. Tauche dein verbranntes Gesicht in das kristallklare Wasser, wieder und wieder, Tag und Nacht.

Versuche drei Tage und Nächte zu wachen.

Alle Brandwunden in deinem Gesicht werden verschwinden.

Über den zwei verwundert Lauschenden wird es wieder dunkel.

*Erneut setzt das helle Singen der Stimme ein.
Es entfernt sich, langsam verstummt es.*

*Wieder ein Lichtkegel auf der linken Seite.
Der Bote kniet vor dem Herrscher.*

Neue Nachrichten, Majestät.

Sie haben einen steilen Berg erklommen.

Sie sitzen Seite an Seite an einem kristallklaren
Bergsee.

Kordas taucht sein Gesicht in das helle, glit-
zernde Wasser.

Sooft der See zu völliger Ruhe kommt und klar
wie ein Spiegel ist, betrachtet er sein Gesicht.

Er hofft, dass der See alle Brandwunden heilen
lässt und sie schließlich wieder verschwinden.

Beide kämpfen sie mit einer tödlichen Müdig-
keit, Majestät.

Doch sie fühlen einen neuen Schimmer von
Hoffnung.

Schon mehrmals haben sie geglaubt, ihrem Ziel
endlich nah zu sein.

Doch jedes Mal erwies es sich wieder als Täu-
schung.

Alle ihre Wege, so mussten sie erkennen, wa-
ren Irrwege. Und jeder Irrweg zog sie in neue
Irrwege hinein.

Der Lichtkegel erlischt.

Licht auf der rechten Seite.

Die Videoprojektion zeigt einen Bergsee.

*Kordas und Ekon sitzen Seite an Seite an sei-
nem Ufer (mit dem Rücken zum Publikum).*

Man hört noch das Geräusch der nahen Quelle.

*Kordas hat sein Gesicht ins Wasser getaucht.
Jetzt hebt er es wieder.*

Ekon: Kordas – du erinnerst dich an die Pilgerin?
Ich weiß jetzt, von wem sie sprach.

Kordas: Von wem sprach sie?
Er hat größte Mühe, sich sitzend aufrecht zu halten. Wieder übermannt ihn Erschöpfung.

Ekon: *richtet ihn wieder auf.*
Einen halben Tag noch, Kordas, dann ist es geschafft.

Kordas: Ekon, blick in mein Gesicht.
Was sagst du? Kann ich mich so erneut unter Menschen wagen?

Ekon: Es sieht fantastisch aus.
Nur ein paar kleine Brandspuren noch.
Halte durch, nur einen halben Tag noch.
Dann sind die drei Tage vergangen.

Kordas: Die Pilgerin – was wolltest du sagen?
Von wem hat sie gesprochen?
Im selben Moment hört man das klare wortlose Singen sich wieder nähern.

Ekon: Wir sehen sie nicht.
Doch wir hören wieder ihr Singen.
*Die zwei blicken wie zuvor suchend umher.
Auch diesmal ist niemand zu entdecken.
Doch die Stimme ist schließlich wieder ganz nah.*

Die Stimme: *wie zuvor spricht sie warm und weich,
wie zuvor gibt es den leicht nachhallenden Effekt.*

Nehmt von den Fischen des Sees und stärkt euch.

Ihr seht sie funkeln mit ihren Silberringen.

Der Bergsee ist reich gefüllt damit.

Sie opfern sich gern, wenn sie den tödlich erschöpften Helden wieder zu Kraft verhelfen.

Esst sie und wartet ab, was geschieht.

Gebt acht auf euer Hören, wie es sich langsam verändert.

Eine längere Stille.

Man hört nur das Rauschen der Quelle.

Erneut setzt das Singen ein – doch es ist bereits weit entfernt.

Es wird dunkel über der Szene.

Wieder der Lichtkegel auf der anderen Seite.

Der Bote kniet vor dem König.

Der Bote: Majestät, sie sitzen am Bergsee und ver-
speisen jeder einen Fisch.

Sie sind wieder bei Kräften.

Kordas lacht. Alle Brandspuren in seinem Gesicht sind verschwunden.

Er spricht geheimnisvoll, fast flüsternd. Es könnte der e i n e Bergsee sein –
der mit den Fischen der Silberringe.

Es heißt: Wer von diesen Fischen ist, der hört für einen Tag - oder auch mehrere Tage - was andere nicht hören können.

Er versteht, für mindestens einen Tag, die Stimmen der Vögel.

Er versteht die Stimme des Winds in den Bäumen.

Es gibt wieder einen Schimmer von Hoffnung,
Majestät.

Nur wenige gelangten zu diesem See. Nur we-
nige aßen den Fisch.

Doch von diesen wenigen wird es berichtet. -
Majestät, die Hoffnung kehrt zu ihnen zurück.
Der Lichtkegel erlischt.

Licht auf der anderen Seite.

*Kordas und Ekon sitzen lachend Seite an Seite
(jetzt wieder mit dem Publikum zugekehrten
Gesichtern), und sie verspeisen ihren Fisch.*

Wieder hört man das Rauschen der Quelle.

Erneut erscheint die Pilgerin.

Die Pilgerin: Ich sagte es euch: wir werden uns wie-
dersehen.

Sie setzt sich wieder zu ihnen.

Ich träumte von meinem zerbrochenen Spiegel.
Im Traum erkannte ich die Stelle wieder, an der
ich ihn verloren hatte. Und der Traum zeigte
mir außerdem, dass nur die eine Hälfte zersplit-
tert war. Die andere war weiterhin heil.

Würde er mit dieser noch einen Hälfte etwas
von seiner magischen Kraft bewahrt haben?

Möglich. Doch ich mache mich nicht erneut
auf die Suche danach.

Ich brauche ihn nicht mehr für mich.

Wenn ein Glücklicher ihn findet - er darf ihn
behalten.

*Eine Stille. Man hört nur das Rauschen der
Quelle.*

Ich habe euch einiges von den geheimnisvollen Orten berichtet, zu denen mich meine Wandschaft führte.

Ich nannte sie die Orte der „großen Verzauberung“.

Das „gläserne Meer“.

Der „gläserne Wald“.

Die „gläsernen Gärten“.

Doch ich erkenne, dass meine Worte zu schwach sind, um auszudrücken, was ich erlebte.

Nur das Rauschen der Quelle.

Eines will ich euch noch berichten.

Werdet ihr mir Glauben schenken?

Ich begegnete Pan – dem geheimnisvollen Gott, der mit dem Spiel seiner Flöte alle Wesen der Natur um sich her zum Tanzen bringt.

Plötzlich spürte ich seine Gegenwart.

Er lief neben mir – ein Hüne, bocksfüßig, mit gehörntem Bocks-gesichtigem Kopf, edel geformt und doch kein Menschengesicht.

Und plötzlich sah ich, wie sich die Gegend um mich her zu verwandelte.

Ein ungewöhnlicher Glanz lag darüber, und es tummelten sich Tausende von Wesen darin.

Ich kannte sie – aus einer fernen Erinnerung: den Bildern der Märchen, mit denen ich aufwuchs -- Erdgeister, Gnome, Nixen, Sylphen und viele andere.

Und Pan – ich hörte ihn sprechen, nicht mit Worten, ich hörte seine Gedanken in meinem Kopf. Er klagte, dass ihn die Menschen verges-

sen hätten und dass sie sich so weit von der Seele der Natur entfernt hatten.

Seine größte Klage doch war, dass die Menschen sich seiner Gestalt bedient hatten, um die Gestalt eines Teufels zu erschaffen – wie die Menschen ihn seit Jahrhunderten kennen und fürchten: mit Bocksbart und schwarzem Gesicht und Bocksfüßen.

Es war der Feldzug der Kirchen gegen die heidnischen Götter, die sie als Götzen sahen und die sie vernichten wollten.

Doch es war ein Kreuzzug gegen die Natur und das Leben.

Alles lag vor mir in diesem ungewöhnlichen Glanz. Es war ein nicht endendes Wirbeln und Tanzen, sprühend von Farben und Licht, alles von funkelnder urwüchsiger Kraft. Myriaden von kleinsten Wesen waren darin vereint und - wie Nebel durch Baumkronen wandernd - riesige Devas.

Sie sinnt der Erinnerung nach, mit leuchtenden Augen.

Ich habe von den großen Momenten des Zaubers gesprochen, die mir während der Jahre meiner Wanderschaft zu Teil wurden. Auch dies war ein solcher Moment. Und er kehrte in gleicher Art nie wieder zurück.

Wieder schweigt sie eine Zeit.

Ich verstehe den Herrscher.

Sein Sehnen. Sein Leiden.

Ich trage das Bild eines jungen Mannes mit mir, der einmal wie ein Sohn für mich war – nein, jünger noch: wie ein Enkel.

Sie zieht ein Bild aus einer Innentasche ihres Umhangs hervor.

Er wuchs in meiner direkten Nachbarschaft auf. Kam er zu mir in den Garten herüber, begann für mich die Zeit der Märchen-Erzählerin.

Er kam oft.

Er kam als heranwachsender Junge und er wollte viel erfahren über die Geschichten der Völker und ihre Kulturen, von denen ich ihm berichten konnte.

Sie betrachtet liebevoll das Bild.

Er kam als junger Mann. Und manchmal merkte ich, sein Blick hing halb träumend an meinen Lippen, wenn ich so sprach.

Doch ich konnte die junge Frau für ihn nicht sein, die er sich in seinem aufkommenden männlichen Begehren ersehnte.

Und ich spürte es doch genau: das Verlangen nach einer anderen Art der Nähe - nach der im Geheimen auch ich mich sehnte.

Ich musste dieses Sehnen verborgen halten; zu deutlich zeigte mir jeder Spiegel mein schon welches Gesicht.

Schließlich wehrte ich seine Besuche ab – denn das unausweichliche Abschied-Nehmen danach schmerzte zu sehr.

Ja, es schmerzte.

Ich glaubte, klug zu handeln. Er ging seiner Wege, wie ich die meinen ging.

Später erfuhr ich von seinem kurzen glücklosen Leben.

Er fand in der Welt keinen Halt. Das in einer gut zahlenden Kanzlei gewonnene Geld verpielte er am Abend im Wirtshaus. Er spielte. Er trank. Betrunken ließ er sich in Wirtshaus-raufereien verwickeln, bis ihm ein Bierkrug den Schädel zertrümmerte.

Ich sehe einen Schatten eigener Schuld.

Ich kannte seine junge Seele. Seine Neigung zu Jähzorn und Streit.

Wie habe ich ihn so allein lassen können?

Wieder betrachtet sie liebevoll das Bild.

Ich trage ihn bei mir, mit diesem Bild.

Ein Bild, das zugleich doch tief sehr tief in mein Herz sank. Für immer wird es dort seinen Platz behalten.

Sie steckt das Bild, nachdem sie es noch einmal liebevoll betrachtet hat, in die Innentasche ihres Umhangs zurück.

Wieder ein längeres Schweigen.

Die Quelle rauscht.

Ich sehe, ihr habt von den Fischen des Sees gegessen.

Vielleicht erlebt auch ihr es, was andere berichtet haben: dass sich ihr Hören verwandelte – für wenigstens einen Tag, manchmal auch für zwei oder drei.

Ich weiß, ihr sucht die Höhle der beiden Magier-Brüder.

Sie ist geheimnisvoll versteckt und nur wenige finden sie aus eigener Kraft.

Doch ihr könnt Hilfe herbei bitten.
 Sprecht mit einem Raben. Mit einem Habicht.
 Mit einer Goldammer.
 Es wird einen Vogel geben, der den Weg dort-
 hin kennt.

Kordas: Mit einem Vogel sprechen?

Die Pilgerin: Dies meinte ich. Ja.

Versucht es. Ich spüre, es wird euch gelingen.

Sie erhebt sich.

Ich bin auf einer anderen Suche.

Vielleicht dass wir uns das letzte Mal hier be-
 gegnet sind.

Doch ich sagte es euch schon: Ihr seid nicht al-
 lein.

Ich nannte euch keinen Namen.

Ich muss ihn nicht nennen. Ihr wisst ihn selbst.

Sie entfernt sich nach rechts.

Kordas und Ekon flüstern miteinander.

Es wird dunkel über der Szene.

Wieder der Lichtkegel auf der rechten Seite.

*Der Bote befindet sich erneut in kniender Hal-
 tung vor dem Thron des Herrschers.*

Der Bote: Majestät, die letzten Nachrichten sind, dass
 sich beide der Höhle der Magier nähern.

Es mag Euch sonderbar erscheinen, Majestät:

Doch eine Elster fliegt ihnen voran.

Sie sprechen mit ihr.

Sie sprechen mit diesem Vogel und die Elster
 versichert, sie kennt den Weg.

Können sie dieser Elster vertrauen?

Zwei Tage sind sie gewandert. Erneut wird es Nacht. Und die Höhle scheint immer noch fern. Sie müssen rasten. Die Elster schweigt. Doch ein Schimmer von Hoffnung bleibt – die Hoffnung auf den kommenden Tag.
Der Lichtkegel erlischt.

*Licht auf der rechten Seite.
Es ist Tag geworden.
Kordas und Ekon schrecken aus ihrem Schlaf auf.
Eine Videoprojektion zeigt im Hintergrund den Eingang einer Höhle.*

Kordas: Das kann sie sein – die gesuchte Höhle...

Jemand steht am Eingang und winkt.

Ekon: Es ist nur einer...

Ist es der, dem wir trauen können?

Kordas: Wir werden es wissen, wenn wir ihn sprechen.

Er ist aufgestanden. Doch auf die Höhle zugehend hält er wieder an.

Ekon – was empfindest du?

Furcht?

Ekon: *ist ebenfalls aufgestanden.*

Auch er zögert, weiter zu gehen.

Kordas: Furcht – es ist die größte Macht aller Magier. Nein – Furcht dürfen wir hier nicht fühlen.

Beide gehen auf die Höhle zu.

*Währenddessen rückt gleichzeitig der Höhlen-
eingang näher.*

Der Magier (wie ihn die Maske des betreffenden Tänzer-Paares gezeigt hat) steht ihnen gegenüber.

Der Magier: Ich weiß, was ihr sucht.

Direkt zu Kordas Du warst es, der dem Herrscher von mir und meiner Magier-Höhle berichtet hat. Also, nun seid ihr hier.

Er hält ein kleines Metallkästchen in der Hand. Öffnet es kurz für einen prüfenden Blick.

Ihr wisst es bereits: Der Spiegel befindet sich auf der Innenseite des Deckels.

Unter der Samtverkleidung des Bodens liegt ein gefaltetes Papier mit dem Preis, den ich fordere.

Macht euch rasch auf den Weg damit.

Geht – ehe mein Bruder erscheint.

Kordas: Er ist in der Höhle?

Der Magier: Er weiß von euch.

Er wird euch überreden, dieses Kästchen gegen ein anderes einzutauschen.

Kordas und Ekon wechseln Blicke.

Sie sind verunsichert.

Er wird euch sagen, dass niemand mir, seinem Zwilling, trauen darf.

Er streut böse, verleumderische Gerüchte über mich aus.

Hütet euch vor ihm.

Jedes Wort, das er spricht, ist eine Lüge.

Kordas: Was ist der Preis, der auf dem gefalteten Zettel vermerkt ist?

Der Magier: Ich fordere ihn nur von Herrschern ein. Herrscher sind wohlhabend. Sie haben Macht.

Er wird mir ein Stück seiner Macht abtreten –
so wenig, dass es ihn kaum schmerzen wird.

Ekon: *beugt sich zu Kordas und flüstert mit ihm.*

Der Magier: Ich kann eure Frage lesen.

Was gibt euch Gewissheit, dass in Wahrheit
nicht ich es bin, der euch belügt?

Kordas und Ekon tauschen wieder Blicke.

Nichts und niemand wird euch Gewissheit dar-
über verschaffen.

Hättet ihr an meiner Stelle meinen Bruder am
Höhleneingang getroffen, er hätte genau die
gleichen Worte gesprochen und euch mit den
gleichen Sätzen gewarnt.

Er hätte euch gesagt, dass ich böse verleumde-
rische Gerüchte über ihn ausstreue und ihr euch
vor mir hüten müsst.

Dass jedes Wort, das ich spreche, eine Lüge ist.
Seine Stimme ist hart und dunkel geworden.

Ihr allerdings – deren klaren Geist und deren
reines Herz ich erkenne – hättet seine Lügen-
worte sehr bald durchschaut.

Er lacht ein stilles dunkles Lachen.

Keine Lüge hätte Macht gegen euch.

Euer klarer Geist und euer reines unverdorbe-
nes Herz schützen euch.

Fürchtet nichts und niemanden.

Auch meinen dunklen Bruder fürchtet nicht.

Er kann euch nichts anhaben.

Wieder lacht er ein stilles dunkles Lachen.

Ich bin alt, uralt, und ich bin weise.

Ein Bund alter und weiser Magier lenkt im Ge-
heimen die Geschicke der Welt.

Keine Macht wäre stark genug, die Gewalt und
Macht dieses Magier-Bundes zu brechen.

Er lacht ein dunkles und stolzes Lachen.

Alles was ist, ist uns untertan.

Die Menschen – so viel sie von freien Taten
und eigener Vollmacht sprechen: es ist immer
nur Illusion.

Andere ziehen die Fäden und lassen sie tanzen.

Ein dunkles, ein verächtliches Lachen.

Sie tanzen an unseren Fäden.

Und nichts und niemand kann sie von diesen
Fäden befreien.

Er macht kehrt und verschwindet in der Höhle.

Kordas und Ekon blicken ihm nach, erstarrt.

Es vergeht eine Zeit.

Ekon: Was sagst du?

Welcher der Brüder war es?

Kordas: *zuckt die Schultern.*

Er sagte uns, sein Bruder hätte die gleichen
Sätze zu uns gesprochen.

Wir wissen es nicht.

Ekon: *mit einer schließlich abwinkenden Bewegung*

Er hat unseren klaren Geist und unsere reinen
Herzen gelobt. Welcher Magier, der Dunkles
im Sinn hat, würde so sprechen?

Es ist geschafft.

Wir haben den Spiegel.

Wir haben unseren Auftrag erfüllt.

Kordas: Sein Lachen – es geht mir nach.

Anfangs schien es mir hell.

Ekon: Was willst du sagen -?

Kordas: In einem Augenblick war es verwandelt.

Ich spürte Kälte. Gewalt. *Er schweigt.*
 Doch es könnte auch einzig die Stimme der
 Furcht sein, die mich dies spüren ließ.
 Doch warum fühlte ich Furcht?
Er schweigt.
 Brechen wir auf. Auch der Rückweg ist weit.
Dunkelheit über der Szene.

Lichtkegel über dem Boten.

Der Bote: Neue Nachrichten, Majestät.

Doch, leider, es sind keine guten.
 Sie fanden die Höhle der Magier. Sie haben
 den magischen Spiegel erhalten.
 Doch den Rückweg antretend, unter einem
 wolkenverhangenen Himmel, verloren sie jede
 Richtung.
 Sie verirrt sich auf ein Geröllfeld.
 Dort tauchten zwei tanzende, Grimassen-
 schneidenden Kobolde auf. Ekon verfolgte sie
 schließlich mit seiner Lanze.
 Da glitt es aus und stürzte. Kordas und ihn er-
 fasste eine Steinlawine und riss sie ins Tal.
 Kordas stand wieder auf, mit blutig geschürften
 Händen, sonst unverletzt.
 Doch Ekon konnte sich nicht mehr erheben.
 Sein rechter Fuß war zertrümmert und auch das
 Knie darüber.
 Er stöhnte unter schrecklichen Schmerzen.
Er sammelt seine Gedanken.
 Doch wieder kam ein Schimmer der Hoffnung
 auf.

Sie erinnerten sich an den kristallinen Bergsee.
 Wenn er ein verbranntes Gesicht heilen konnte,
 dann vielleicht auch einen zertrümmerten Fuß,
 ein zertrümmerte Knie?

Wie aber hingelangen? Es blieb nur eines:

Kordas musste Ekon auf seinen Rücken nehmen und tragen. Und mit ihm die schwere Lanze und alles Gepäck.

Wenn Kordas immer noch zweifelte, ob er ein Held sei, er bewies es sich nun selbst:

Zwei Tage trug er Ekon auf seinem Rücken, der weiterhin schwere Schmerzen litt.

Dann, endlich, erreichten sie wieder den Bergsee mit seinem kristallinen Wasser.

Kordas brach tödlich erschöpft zusammen.

Doch der schwache Schimmer der Hoffnung blieb ihnen bewahrt.

Und wieder rauschte die Quelle in ihrer Nähe.

Der Lichtkegel erlischt.

Licht auf der rechten Seite.

Quellenrauschen.

Die Videoprojektion zeigt erneut den Bergsee.

Kordas und Ekon sitzen wieder am Ufer, wie beim ersten Mal zunächst mit dem Rücken dem Publikum zugekehrt.

Kordas: Ekon, siehst du den weißen Bergvogel dort auf dem Baumwipfel?

Ekon: Ich sehe ihn.

Er begleitet uns schon seit Tagen.

Kordas: *nach einer Stille* Ekon, wir kennen das Geheimnis der Silberringfische.

Wir können es uns wieder zu Nutze machen.

Ekon: Du meinst -?

Kordas: Ja, daran denke ich.

Wir werden wieder die Stimmen der Vögel verstehen.

Ekon: Du blickst hinauf zu dem weißen Bergvogel.

Meinst du, dass er uns etwas zu sagen hat?

Kordas: Zeig deinen Fuß!

Ekon hebt seinen Fuß aus dem See.

Beide drehen sich wieder in Richtung des Publikums.

Kordas befühlt Ekons Fuß.

Er fühlt sich gut an.

Spürst du noch starke Schmerzen, wenn ich ihn so mit der Hand drücke?

Ekon: *schüttelt den Kopf.* Wenig.

Kordas: *holt das Kästchen des Magiers hervor und will es öffnen.*

Es bereitet ihm Mühe. Endlich gelingt es ihm.

Da entfährt ihm ein leiser erschreckter Schrei.

Er zeigt Ekon das geöffnete Kästchen.

Ekon: Splitter... Alles nur Splitter...

Kordas: Ich habe es heimlich gefürchtet: dass er unseren Sturz im Geröllfeld nicht überstehen wird.

Ekon: Unser Weg zur Höhle der Magier –

Es war alles umsonst.

Betroffenes Schweigen.

Kordas: Ekon, schon als wir uns von der Magier-Höhle wieder entfernten -

Ich fühlte diesen nagenden Zweifel.

Ekon: Du meinst, es sei der falsche, der dunkle Magier gewesen?

Wenn es der dunkle war –

Dann war selbst unser Sturz im Geröllfeld ein Glück.

Sie schweigen.

Kordas: Ekon, du erinnerst dich an die Pilgerin?

Wie sie von ihrem zersplitterten Spiegel sprach – und dass er vielleicht doch nur zur Hälfte zersplittert sei?

Ekon: Du meinst, wir sollten nun diesen suchen? –

Sie selbst wusste die Stelle nicht mehr, an der er ihr zersplittert war.

Kordas: Es wäre uns unmöglich, ihn zu finden.

Er blickt wieder zum Baumgipfel.

Doch vielleicht kann es ein neuer Freund.

Ekon: Du meinst den weißen Bergvogel?

Kordas: *nickt.*

Wir müssen wieder die Sprache der Vögel sprechen.

Er blickt kurz auf den See.

Und du hast es gehört: Die Fische der Silberringe opfern sich gern.

Er blickt wieder zum Baumwipfel.

Dunkelheit über der Szene.

Der Lichtkegel links.

Der Bote: Vieles hat sich wieder ereignet, Majestät.

Ekon, der Diener, konnte seinen Fuß wie auch sein Knie im Wasser des Bergsees wieder heilen. Er spürt nur noch wenig Schmerzen.

Doch der Spiegel ist ihnen zersplittert.

Es geschah beim Sturz im Geröllfeld.
 Nichts war an diesem Spiegel zu retten.
 Splitter. Nur Splitter.
 Da besannen sie sich auf die Pilgerin.
 Auch sie besaß einen magischen Spiegel.
 Auch ihr war er, bei einer Wanderung im rauen
 Gebirge, zersplittert.
 Aber nur halb. Es gab noch ein heiles Stück.
 Wie sollten sie es finden?
 Ein weißer Bergvogel wusste den Weg.
 Zwei Tage flog er ihnen voran.
 Dann setzte er sich nieder – genau auf der Stelle.
 Sie mussten nur eine Schicht brauner Blätter
 entfernen.
 Majestät – sie können den ganzen Spiegel nicht
 bringen. Doch ein heiles Stück davon.
 Bald werden sie heimkehren.
 Sie haben all ihre Kraft eingesetzt.
 Sie haben Übermenschliches geleistet. -
 Empfängt sie mit allen Ehren.
Der Lichtkegel erlischt.

Licht auf der rechten Seite.
Die Videoprojektion zeigt wieder die raue Gebirgsgegend.
Kordas und Ekon stehen mit dem Rücken zum Publikum.

Ekon: Welchen Weg nehmen wir?

Kordas: Es gibt den kurzen:

Den Weg durch das Tal der unsichtbaren Drachen.

Er schweigt.

Hast du noch einmal den Mut?

Ekon: Ich spüre nur: Ich will endlich wieder ein warmes Bett.

Ein sicheres Dach über dem Kopf.

Lass uns den Weg durch das Tal der Drachen nehmen. Den kurzen.

Ein Klingeln: Ekons Handy.

Ekon: *sein Handy am Ohr* Ranka?

Er seufzt. Er lauscht.

Nein. Keiner von uns ist verhungert.

Keiner verdurstet.

Wir haben die Silberringfische gegessen.

Wir sind wohlauf.

Wir sprechen mit den Vögeln.

Der Magier hat uns nicht täuschen können.

Nur ein Blick – und wir hatten ihn beide sofort durchschaut.

Er lauscht.

Lass uns ein anderes Mal mehr darüber sprechen. Es ist alles aufs höchste verwickelt und kompliziert.

Er lauscht.

Ein magischer Fluch?

Er lauscht.

Es gibt keinen Fluch.

Wir wissen: Schwach sind wir nur, wenn wir uns fürchten.

Wir fürchten uns nicht.

Er lauscht.

Wann ich endlich zurück bin?

Zwei Tage. Vielleicht auch drei.

Wir nehmen den schnellsten Weg.

Er lauscht.

Ja, gewiss. Du bist immer in meinem Herzen.
Ranka, lass uns ein anderes Mal mehr darüber
sprechen.

Er steckt das Handy in die Tasche zurück.

Kordas: *ernst* Brechen wir auf?

Ekon nickt.

Dunkelheit auf der rechten Seite.

Wieder der Lichtkegel.

Der Bote: Majestät – sie sind dabei, eine große Tor-
heit zu begehen.

Sie wollen noch einmal durchs Tal der unsicht-
baren Drachen.

Es gibt einen anderen Weg.

Er erscheint ihnen mühsam und lang. Doch es
wäre der sichere.

Warum begehen sie diese Torheit?

Ihre große Ermüdung trübt ihren Blick.

Und ihr getrübtter Blick lässt den inneren Hel-
den erstrahlen, und sie wollen sich noch einmal
als Helden erweisen.

Sie wissen um die Gefahr. Am verletzlichsten
sind sie im Tal der unsichtbaren Drachen.

Doch sie haben entschieden.

In ihnen pocht heimlich das Verlangen nach
neuen Abenteuern.

Noch immer.

Der Lichtkegel erlischt.

Licht auf der rechten Seite.

Man blickt wieder auf das Tal der Drachen.

Es ist das bekannte Bild mit der am rechten Rand stehenden Felswand.

Ein klirrendes Geräusch ertönt.

Es wird lauter – knirschende Geräusche mischen sich ein, Geräusche von schabendem Metall und dunkle Trommellaute.

Es ist wieder die Geräuschkulisse des „Dämonen-Tanzes“.

Ein Pfiff ertönt – dem leise ein infernalisches Lachen folgt.

Am oberen Rand der Felswand erscheinen nacheinander drei Gestalten in den schon bekannten Masken: die Wildkatze, die Eule, der Papagei.

Ein chaotisches Stimmengewirr setzt ein: ein Wildkatzenfauchen, ein dunkles Eulengeheul, ein sinnentleertes Papageiengeplapper.

Schließlich, alles an Gewalt übertönend: ein lautes Drachenfauchen.

Kordas und Ekon erscheinen von links.

Kordas: Ekon – mir ist an diesem Platz nicht wohl.

Wie geht es dir?

Ekon: Fühlst du Furcht?

Wir haben uns geschworen, keine Furcht mehr zu fühlen.

Kordas: Ekon – wo ist dein Lanze?

Ekon: *gibt sich verwirrt* Meine Lanze -?
meine Lanze -?

Ja - wo ist sie?

Kordas: Ekon, sag mir die Wahrheit.

Ekon: *zeigt hinter sich* Sie liegt dort hinten im Gras.
Sie wurde mir mit den Tagen zu schwer.

Kordas: Ekon – es ist deine einzige Waffe!

Wie willst du kämpfen?

Sein Gesicht hat sich verfinstert.

Er winkt Ekon, den Weg an seiner Seite wieder zurückzugehen.

Ekon folgt unwillig.

Beide verschwinden wieder nach links.

Von rechts erscheinen die beiden Kobolde.

Sie kauern sich vor der Felswand nieder.

Hinter der Felswand tritt die weibliche Dämonin hervor – die schon bekannte Maske.

Sie hat ein weitmaschiges Netz in der Hand, das sie den Kobolden zuwirft.

Die unheilvolle dämonische Geräuschkulisse schwillt wieder machtvoll an.

Auch der männliche Dämon erscheint. Er hat ebenfalls ein Netz in der Hand – doch eines aus klirrenden Metallmaschen.

Auch er wirft es den Kobolden zu.

Der Dämon: Ihr Weg wird enden, an dieser Stelle.

Lasst unsere Netze über sie fallen.

Die Dämonin: Wenn sie sich nähern –

Bringt sie zum Stürzen.

Der Dämon: Lasst sie um Atem ringen.

Die Dämonin: Erdrosselt sie.

Die Dämonen ziehen sich zurück.

Wieder hört man ein infernalisches Lachen.

Die Kobolde verschwinden gleichfalls hinter der Felswand.

Doch oben tauchen sie wieder auf – jeder eines der Netze in der Hand.

Weiterhin klirrende, knirschende Geräusche.

Auch das Schnauben der Drachen ist wieder zu hören.

Kordas und Ekon erscheinen erneut von links, Ekon wieder mit seiner Lanze.

Kordas: Ekon – dieser Ort ist mir nicht geheuer.

Wollen wir weiter?

Ekon: *seinen Lanze hebend* Wir sind Helden.

Helden sind ohne Furcht.

Kordas: *verharrt, unsicher lauschend, weiter an seinem Platz.*

Ekon: Ich gehe voran.

Er erreicht die Felswand.

Er winkt Kordas, ihm zu folgen.

Da fällt das erste der beiden Netze über ihn.

In Sekunden ist er hoffnungslos darin verfangen.

Auf der Felswand drängen sich neben den Kobolden drei belustigte Zuschauer: die Wildkatze, die Eule, der Papagei.

Wie zuvor ein chaotisches Stimmengewirr.

Doch inzwischen ist Kordas zur Stelle. Er hat sein Schwert gezogen und beginnt, das Netz um Ekon aufzuschneiden.

Ekon beginnt, wieder frei zu atmen.

Da fällt das Metallnetz herab – und diesmal ist jede Gegenwehr zwecklos.

Über beide haben sich klirrend die Metallmaschen gelegt. Es lähmt sie in jeder Bewegung.

Sie ringen um Atem.

Auf der Felswand über ihnen ist währenddessen ein Streit ausgebrochen.

Der Platz auf dem Felsen ist eng.

Jeder versucht, jeden von seinem Platz zu verdrängen. Man beginnt einander zu würgen.

Doch jeder der stürzt, reißt einen anderen mit sich. Unter chaotischen Lauten verschwindet einer nach dem anderen hinter dem Felsen – und mit jedem, der stürzt, verstummt auch seine Stimme.

*Da ertönt wieder der helle klare Gesang. *)*

Diesmal erscheint sie – sichtbar:

Die „Zauberfee“.

Ihr Feengesicht ist eine Maske. Es zeigt das immer gleiche freundliche ruhige Lächeln.

Sie tritt mit ruhigen Schritten zu den beiden in den Netzen Gefangenen und zieht einen silbernen Kamm hervor; Stück für Stück zerschneidet sie alle Maschen – auch die aus Metall.

Der helle Gesang dauert an.

Sie singt ihn in diesem Moment nicht selbst.

Eine starke hoheitliche Macht geht davon aus.

Die beiden, Kordas und Ekon, taumeln benommen zu Boden.

Sie sind aus den Netzen befreit.

Die „Zauberfee“ steckt ihren silbernen Kamm wieder ein.

Sie wartet, bis sich beide erhoben haben – dann tritt sie, wie schwebend, rückwärtsgehend, den Rückweg an.

Sie verschwindet hinter dem Felsen. Und damit entfernt sich auch wieder der helle Gesang.

**) Es kann sich hier wieder um den zweiten Satz des anfangs genannten Quartetts handeln – doch diesmal als ein vierstimmiger Gesang ohne Worte.*

*Doch der Kampf ist noch nicht bestanden.
 Bedrohlich braut sich erneut ein aggressives
 Schnauben der Drachenlaute zusammen.
 Kordas und Ekon sehen sich eingekreist.
 Da wiederholt sich die Szene des Anfangs – als
 die beiden Männer zum ersten Mal das Tal der
 Drachen durchquerten:
 Ein grelles Licht leuchtet auf –
 dann folgt ein Donnerschlag.
 Ein heftiger Regen setzt ein.
 Doch nach wenigen Sekunden sind die Regen-
 geräusche wieder verstummt.
 Auch das Drachenschnauben ist verstummt.
 Es herrscht völlige Stille.
 Kordas und Ekon atmen befreit von der klaren
 wieder gereinigten Luft.
 Dunkelheit über der Szene.*

*Licht auf der anderen Seite.
 Der Bote erscheint, mit beschwingten Schritten.
 Er kniet vor dem Herrscher nieder.*

Der Bote: Majestät, es gibt Neuigkeiten.

Kordas und Ekon, die beiden Helden, sind auf dem Weg zurück zum Palast.

Sie sind unversehrt.

Sie haben, auf ihrem Weg durch das Tal der Drachen, alle Drachen bezwungen.

Auch alle wilden Tiere und Ungeheuer des Waldes haben sie bezwungen.

Selbst von den Kobolden werden sie inzwischen unterwürfig begrüßt.

Bringen sie jetzt auch nur einen halben Spiegel
– empfangt sie dennoch würdevoll. Majestät.
Sie haben Großes geleistet.

Der Herrscher: *erhebt sich, in innerer Unruhe* Wann
werden sie im Palast erscheinen?

Der Narr: *kommt heran* Es kann noch eine gute Stun-
de dauern, Majestät.

Habt Geduld und lasst Euch noch etwas bieten
zu Eurer Zerstreung.

Er klatscht in die Hände.

*Der Paar mit den weißen Gesichtsmasken, das
diese nie abnahm, tanzt herein –
wieder im Dreivierteltakt der bekannten Musik
aus dem Haydn-Quartett.*

*Plötzlich halten sie an und stehen still, den Rü-
cken dem Publikum zugewandt.*

Die Musik setzt aus.

Der Narr tritt wieder zu dem „Herrscher“.

Majestät – Ihr könnt ihnen die Masken jetzt ab-
nehmen.

*Wieder Musik: erneut der Beginn des zweiten
Satzes dieses Quartetts.*

Der Herrscher: *tritt vorsichtig heran.*

*Er zieht der weiblichen Tänzerin die Maske
vom Gesicht.*

Der Herrscher murmelt. Sie ist es...

Er blickt auf das Gesicht der „Zauberfee“.

*Auch dieses ist eine Maske. Eine leichte Bewe-
gung des Kopfes lässt es erkennen.*

*Er zieht dem männlichen Tänzer die weiße
Maske vom Gesicht.*

Man spürt sein inneres Zittern dabei.

*Unter der Maske erscheint ein Spiegel.
Der Herrscher, sein Bild im Spiegel erblickend,
taumelt zurück.*

Ein Spiegel...

Doch das bin nicht ich.

Der Narr: Ihr erscheint Euch fremd, Majestät.

Doch blickt genau.

Kein Spiegel könnte Euch korrekter abbilden
als dieser es tut.

Er zeigt Euch die erlittenen Wunden und Nar-
ben. Er zeigt euch die herbe Schönheit und
Kraft, die daraus hervorgingen.

Er zeigt Euch das Gesicht eines Herrschers.

Der „Herrscher“ hat Mühe es zu begreifen.

Ihr zweifelt?

Es erscheint Euch zu großartig?

Zu prachtvoll?

Nehmt es an: Es ist das Gesicht *er betont es
diesmal noch deutlicher* eines Herrschers.

Zugleich bedenkt:

Ihr seid nicht allein der Herrscher -

Ihr seid zugleich alle andern.

Ihr seid auch Kordas, der Held, so wie Ihr
Ekon, sein Diener, seid.

Ihr seid auch der Magier – der helle genau wie
der dunkle.

Und mit leichtem Schwung verneige ich mich:

Er tut es.

Ihr seid auch der Narr.

Der Herrscher: Auch der Narr?

Ich begreife nicht.

Der Narr... Und vielleicht auch der Kobold?

Der Narr: Gewiss. Wie Ihr auch die Koboldin seid.
Und auch die Wildkatze.

Der Herrscher: Die Wildkatze...

plötzlich beklommen Und auch der Dämon?

Der Narr: Ihr habt die Dämonen-Gesichter gesehen.

Waren sie ebenfalls eine Maske?

Ihr selbst müsst die Antwort finden.

Doch wisst: Es gibt mehr als nur zwei Masken
über einem Gesicht.

Der Herrscher: Du sprichst von weiteren Masken? –
Es ist maßlos verwirrend.

Der Narr: Und wenn Ihr meint, den Spiegel der heim-
kommenden Helden nun nicht mehr zu

brauchen – schenkt ihn den Helden zurück.

Sie werden glücklich sein, ihn zu besitzen.

*Das Paar der beiden Tänzer hat sich wieder
die Masken übergezogen.*

*Auf ein Händeklatschen des Narren hin setzt
wieder die bekannte Tanzmusik ein.*

*Das Tänzer-Paar wiegt sich dazu noch einmal
in vollendeter Eleganz.*

*Plötzlich ertönt aus der Ferne der festliche
Klang von Trompeten.*

Da hören wir es:

Sie kommen – die siegreichen Helden.

Das Tänzer-Paar wirbelt davon.

Erneut Trompetenmusik.

*Plötzlich hört man wieder das Grunz-Ge-
räusch.*

Es folgt der Schrei eines Esels.

Der Herrscher: Was ist dies?

Schon wieder der grunzende Eber?

Erneut ertönt der Schrei des Esels.

Der Narr: Gewiss – der königliche Eber ist es, wie
Ihr es richtig gehört habt.

Warum sollte er fehlen?

Und auch einen Esel gibt es inzwischen – auf
Wunsch des Gärtners, der das täglich Geerntete
nicht mehr selbst auf dem Rücken tragen will.

Trompetenmusik.

Man hört Jubel- und Begrüßungsgeschrei.

Man feiert sie schon.

Gleich werden sie hier sein, strahlend, und vor
Euch knien und Euch berichten.

Und da ist noch etwas Wichtiges, das es zu sa-
gen gibt:

Sie bringen ein weiteres Geschenk - erneut in
ein Kästchen verpackt, auch wenn Ihr dieses
möglicher Weise auf Anhieb nicht seht.

Kein Magier war hier im Spiel.

Doch eine junge Zauberin.

Der Herrscher: *wieder nur verwirrt* Wer?

Der Narr: Es sind die Zauberfeen, die die guten Ge-
schenke bringen. Eine war hier am Werk.

Der Herrscher: Was enthält dieses Kästchen?

Der Narr: Das werdet Ihr bald entdecken. Wartet die
Nacht ab und den kommenden Schlaf.

*Die Begrüßungs- und Jubelschreie kommen nä-
her.*

Der Herrscher: Noch eine kurze Frage –

Der grunzende Eber – bin ich dies auch?

Der Narr: *antwortet lächelnd mit einer wiegenden*

Kopfbewegung

Dunkelheit. Musik.

Vierter Akt

1. Szene

Der Puppenspieler liegt ausgestreckt auf dem Sofa, die Augen geschlossen.

Wieder erklingt leitmotivisch der langsame Satz des Haydn-Quartetts.

Die junge Frau erscheint von rechts – wieder hat sie den Schlüsselbund in der Hand.

Die junge Frau: *näher ans Sofa tretend*

Nein – diesmal wecke ich ihn nicht.

Sie legt den Schlüsselbund auf dem kleinen Schrank ab.

Ihr Blick ruht liebevoll auf dem Gesicht des Puppenspielers, dessen Augen weiter geschlossen sind.

Sie zieht sich die schwarzen Haare vom Kopf.

Sie sind eine Perücke.

Die Haare darunter sind von einem hellen Blond.

Auch die schwarze Brille nimmt sie ab.

Ich bin dreimal zu dir gekommen.

Eine Stille.

Einmal als deine Schwester.

Doch ich konnte nicht bleiben.

Über unserem Adoptivvater und mir breitete sich ein Schatten aus.

Ich spürte, dass dieser Schatten zunehmend dunkler wurde und sich in Gewalt zu verwan-

deln begann.

Nur der Absprung konnte mich retten.

Es geschah ohne klaren vorausgedachten Plan.

Plötzlich doch war es geschehen.

Und der Schatten konnte mir nichts mehr anhaben.

Es geschah nicht in Groll.

Eher fühlte ich Mitleid.

Dieser Mann, vor dem ich mich retten musste, war nicht Herr seines Schattens.

Er litt daran.

Und wäre ich geblieben, wir hätten nur beide gelitten.

Und dann, fast ohne dass ich es merkte, zog mich etwas aus diesem Körper hinaus.

Ich hatte die Nacht an einem Flussufer verbracht. Plötzlich sah ich den Körper im Fluss treiben – doch er zeigte kein Lebenszeichen mehr. Er war leer.

Eine Stille.

Ich kam ein zweites Mal zu dir.

Ich war deine Tochter.

Wieder liebte ich dich sehr.

Ich wusste: Von deiner Seite aus konnte mir nichts Böses geschehen. Und auch meine Mutter war eine fürsorgliche Frau.

Doch dann vernahm ich die bösen Worte, die euch zunehmend entzweiten.

Sie waren wie eine dunkle Wolke, die sich zwischen uns drängte und sich von Woche zu Woche weiter verdichtete und mir den Atem nahm.

Die Liebe zu deiner Frau war dir verloren gegangen und sogar ein Stück deiner Liebe zu mir.

Wieder sage ich es nicht in Groll.

Eine andere Liebe hielt dich in Bann: dein Puppenspiel. Und wieder ist es mir unmöglich, dich dafür anzuklagen. Es füllte dein Herz so aus, dass nichts mehr daneben Platz haben konnte.

Deine Frau wollte schließlich die Trennung. Und sie plante es so, dass ich gleichfalls ein Teil dieser Trennung sein sollte – von dir, den ich wahrscheinlich über Jahre nie wiedergesehen hätte.

Du weißt, was geschah.

Und ich weiß, welchen unsäglichen Schmerz unser Tod dir zufügte.

Du fühltest dich schuldig. Und Schuld und Trauer lähmten dich, und sogar die Liebe zu deinen Puppen und deinem Puppenspiel schien es für immer auszulöschen.

Es war nicht, was ich gewollt hatte.

Und doch: Welchen Weg auch immer ich gewählt hätte, er hätte die Trennung von dir bedeutet.

Schließlich geschah etwas, das deinen Schmerz zu verwandeln begann und deine alte kreative Kraft und deine Freude am Spiel kehrten zurück.

Wieder eine Stille.

Ich kam ein drittes Mal.

Diesmal wartete ich, bis ich das Alter einer jungen Frau erreicht hatte.

Und doch: Mit jedem Jahr, das ist gewartet hatte, warst auch du ein Jahr älter geworden.

Du blicktest in den Spiegel und der Spiegel zeigte dir einen altgewordenen Mann.

Ich sah dich in einem anderen Spiegel:
nicht alt.

Nur reif und würdig.

Und wäre ich bereits eine reife Frau gewesen, du hättest es gewagt, mich zurück zu lieben.

So konntest du es nicht.

Wieder eine Stille.

Ich werde jetzt gehen.

Ich habe es schließlich verstanden, als du mir damals sagtest, du wolltest die Trennung.

Und doch:

Eigentlich wollte ich nur deiner Seele nah sein.

Und ab und zu die Freude an einer schönen Musik mit dir teilen oder an einem Spaziergang in einer warmen Nachmittagssonne.

Es wäre mir genug gewesen.

Ich wollte dir nah sein und viel gemeinsam mit dir reden, philosophieren und lachen.

Wieder eine Stille.

Manchmal, in einer stillen Abendstunde, rief ich dich an – ohne selbst meinen Namen zu nennen.

Es war nur, um einfach noch einmal deine Stimme zu hören.

Mit keinem Laut verriet ich, wer ich war.

Es hätte unsere Vereinbarung gebrochen, der ich doch sonst streng folgte, wie du es wolltest.

Wieder eine Stille.

Sie setzt sich wieder die schwarze Perücke auf.

Ich gehe nun.

Und ich weiß: Ich gehe für immer.

Sie setzt sich wieder die schwarze Brille auf.

Noch einmal durfte ich dich sehen und sprechen.

Noch einmal durfte ich mir tief das Bild deiner Gesichtszüge einprägen.

Es ist, was mir bleiben wird.

Sie verschwindet wieder nach rechts.

2. Szene

Der Puppenspieler erwacht.

Er blickt um sich. Geht suchend nach rechts.

Er kehrt wieder zurück.

Der Puppenspieler: Da ist doch eben noch jemand in meinem Zimmer gewesen...

Er nimmt wieder auf dem Sofa Platz.

Er treibt in seinen Gedanken.

Er schüttelt den Kopf.

Es gibt Träume, die rätselhaft sind.

Sie können real erscheinen in einer Art, das sie jeder Wirklichkeit gleich sind.

Und jede Wirklichkeit noch übertreffen in einer Erfahrung tiefer Berührung.

Träume, wie die meisten Menschen sie kennen,

sind nur ein flüchtiger Spuk.

Auch ich habe zahllose dieser flüchtigen Träume geträumt - und auch denen, die weniger flüchtig waren, keinen großen Wert beigemessen.

Er treibt in seinen Gedanken.

Nein – es gibt diese Träume aus einem anderen Stoff.

Rätselhaft in ihrer Erfahrung von Klarheit, von Nähe und Wirklichkeit.

Ich wusste schon einmal davon.

Er steht auf und geht an den kleinen Schrank.

Ich spüre Verwirrung.

Drei Jahre...

Und ich sehe ihr Gesicht so klar, als wäre keine Minute seitdem vergangen.

Er öffnet ein Schubfach. Er zögert.

Ich habe entschieden, dass ich die Bilder jener gemeinsamen Zeit, so sehr sie mein Leben damals erwärmten, in einem gläsernen Sarg verschließe.

Dass ich sie in ihrer Einzigartigkeit und Schönheit bewahre, ohne mich von ihrer Magie erneut berühren zu lassen.

Und so auch allen Schmerz davon abzulösen.

Selbst aus meinen Träumen versuchte ich sie zu verbannen.

Jetzt spüre ich erneut jenen Sog.

Haftet noch Schmerz daran?

Es erwärmt mich und füllt mich mit Glück.

Er greift in das Schubfach.

Ein Handspiegel – und an seiner Rückseite befestigt ein Umschlag und in diesem Umschlag ein Bild von ihr.

Ein Bild mit geschlossenen Augen.

Schlafend. Und doch: Sie lächelt.

Er hält den Spiegel mit dem Umschlag in der Hand.

Der Umschlag – ich habe ihn nie geöffnet.

Er öffnet ihn nun.

Er blickt auf das Bild.

Wieder setzt die Musik des langsamen Satzes des Haydn-Quartetts ein.

Er kehrt zu seinem Sofa zurück und nimmt dort Platz, weiterhin den Spiegel und das Bild in der Hand.

Nochmals betrachtet er lange das Bild.

Er greift erneut in den Umschlag.

Ein zweiter klein gefalteter Umschlag...

Es geschah damals gegen jede Vernunft.

Und doch tat ich es.

Er öffnet den klein gefalteten Umschlag.

Auf diesem Zettel notierte ich ihre Handnummer.

Er schüttelt den Kopf. Er lächelt.

Sie sagte mir, dass ich ihr in ihren Träumen nie alt erschien.

Vor allem dann nicht, wenn ich lächelte.

Und ich lächelte viel. Lächelnd war ich nie alt.

Plötzlich wagt er die Probe:

Er hebt den Spiegel vor sein Gesicht.

Er betrachtet es von rechts, von links.

Er schließt es ab mit einem Wiegen des Kopfes.

Mit viel großzügiger Fantasie kann man den attraktiven Mann noch erahnen, der ich einmal gewesen bin...

Ob es doch sein könnte, dass sie mich so gesehen hat - damals?

Wenigstens in ihren Träumen?

So – wie ich es mit einer großzügigen Fantasie in diesem Moment selbst zu sehen meine?

Er greift nach dem Zettel.

Ihre Handynummer....

Doch unlesbar für meine Augen ohne meine Brille.

Er setzt sich die Brille auf.

Plötzlich hebt er den Spiegel erneut vor sein Gesicht.

Seine Züge erstarren.

Die Wahrheit!

Ein in altersgrauen Stein gehauenes Gesicht.

Ich sehe die Wahrheit an – und die Wahrheit ist, wie sie ist: erbarmungslos.

Er lässt den Spiegel auf seine Knie gleiten.

Er steckt den Zettel mit der Handynummer in den Umschlag zurück, faltet ihn klein und steckt ihn wieder in den größeren.

Er trägt den Spiegel und den Umschlag zum Schrank zurück und schiebt das Fach wieder zu.

Er nimmt erneut auf dem Sofa Platz.

Er lauscht der Musik.

Ich habe von meinen Träumen gesprochen – denen, die so seltsam real waren – real wie alles, was wir Wirklichkeit nennen.

Es gibt diese Träume aus einem anderen Stoff.

Ich wusste schon einmal davon.

Es liegt lange zurück.

Und ich wusste auch, dass es möglich war,
Träume von dieser Art zu erschaffen.

Man musste mit ihnen zu sprechen beginnen
und sie sich allmählich zu Freunden machen.

Man musste sie, nach jedem Erwachen, noch
einmal tief erinnern und weiter im Strom der
Bilder treiben.

Und mit der kommenden Nacht konnte man sie
wieder herbeirufen.

Und schließlich bestand kein Zweifel mehr,
dass sie ihre eigene Realität hatten.

Ich wusste davon – und habe es nur einfach
vergessen.

Ja, und sogar diese Träume gibt es, in denen
man erwacht und in vollem Bewusstsein er-
kennt, dass man träumt.

Doch ist es dann noch ein Traum?

Es gibt diese Träume, in denen man selber Re-
gie ergreift und die Richtung bestimmt – und
forttreiben kann in alle Bilderwelten der eige-
nen Sehnsucht.

Es gibt diese Träume, in denen man alles er-
schaffen kann.

Träume, die uns mit jedem Bewusstseinsaben-
teuer beschenken, das wir herbeisehnen.

Träume, die allein von der Kraft unserer Seh-
nsucht bestimmt sind; die uns verzaubern mit ih-
rer Klarheit und Schönheit.

Und tief, ganz tief eine Berührung in uns hinterlassen.

Er lauscht der Musik.

Warum, was ich liebte, nicht leben lassen in meinen Träumen?

Warum es in einen gläsernen Sarg sperren?

Ist es nicht viel mehr ein Geschenk?

Warum nicht träumen vom Spiel ihrer Lippen?
von ihrer im Lächeln gekräuselten Stirn? vom
Spiel der Finger in ihrem Haar - und wieder das
Glück fühlen, das ich damals empfand?

Es wäre in solchen Träumen nicht wirklich und
echt?

Was schon ist Wirklichkeit?

Was ist wirklicher als das, was uns tief berührt?

Er kommt ganz nach vorn.

Blickt auf die Uhr.

Liebes Publikum, es ist spät geworden.

Sie haben Ihre Nachtruhe verdient.

Wie auch ich sie verdient habe und bald von ihr
Gebrauch machen werde.

Mich verabschiedend sage ich:

Träumen Sie gut!

Träumen Sie die guten und hellen Träume!

Nichts ist wirklicher als das, was uns tief be-
rührt.

Träumen Sie die berührenden, tief berührenden
Träume und danken Sie ihnen.

Dunkelheit.

Musik.